Magazin des Soldaten HEFT 9 • SEPTEMBER 1965 • PREIS MDN 1,–

ARMEE Rundschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

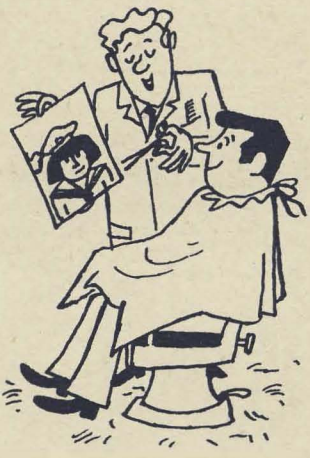
Wie wollen Sie's denn? Fasson? Aber bitteschön. Gestern kamen doch 'n paar frischgebackene Matrosen: „Jenosse Frisör, ein Rundschnidd hätt'n mir jern." Die Offiziere aber sagen: „Fritz, du schneidest zu lang!" So sitzt man zwischen Baum und Borke als Friseur. Meine eigene Meinung? Die Leute draußen achten auf die Frisur, sage ich Ihnen. Und möchten Sie etwa einen Beatle in Uniform sehen? Die Aale wären platt wie die Flundern, und die Flundern würden sich vor Lachen winden wie die Aale. Wenn Sie den Kopf ein wenig nach rechts ... ja, so! Die Neuen also, die gestern von mir keinen „Rundschnidd" bekamen, maulten: „Der Kopf gehört uns, und nicht der Armee." Aber gerade den Kopf braucht die Armee. Das sage ich Ihnen, der schon 10 Jahre hier ist, erst als Feldscher verantwortlich sozusagen für die innere Sauberkeit und heute für die äußere. Da hatten sie vor kurzem bei einer Übung auf Land auch einen Regulierer ausgestellt und — einfach vergessen. Nach 24 Stunden kam ein Radfahrer: „Dort hinten im Wald steht einer und läßt fragen, ob noch Fahrzeuge kommen." Hätte ja sein können, und deshalb war der Mann nicht stur, sondern hatte Köppchen und wurde auch ausgezeichnet.

Den Ansatz schräg oder gerade? Gerade wirkt ernster? Wie Sie meinen! Auch unsere Seefahrt ist ernster geworden. Wenn ich noch daran denke — vor 8 Jahren haben sich die Boote ab und an auf See noch mit Schläuchen Wassergefechte geliefert. Früher waren die Besatzungen auch drei Jahre zusammen. Heute kommen alle halbe Jahre Neue aufs Schiff. So sind heute die Besatzungen immer gleichmäßig ausgebildet und ständig einsatzbereit. Wär' nur schade, wenn der alte Zusammenhalt verlorenginge! Früher haben wir zum Beispiel viel mehr gesungen!

Noch eine Massage gefällig? Cyper oder Kolestral? Cyper? Da sind Sie ja heute abend unwiderstehlich wie Windstärke 15. Ach, kein Landgang heute? Dann gehen Sie eben ins Kino oder in die Klubgaststätte. Allerdings hörte ich von den Matrosen: Die Biergläser haben dort ständig Unterpegel. Aber wenn Sie selbst reizen wollen, spielen Sie eben einen Skat. Da gabs mal einen Kommandanten, der setzte sich abends zum Skat in die Offiziersmesse. Als sein Bootsmann mit der Liste für die Landgänger kam, empörte er sich: „Ausgerechnet am späten Abend müssen Sie damit kommen, Bootsmann?" Dabei war es schon 10 Uhr früh. Haha, haha. — Wenn Sie noch einmal in den Spiegel schauen wollen — haha, haha, ja Spaß muß sein. Und alles für eine Mark und zwanzig, bitteschön. Dankeschön!

Der Nächste, bitte!

— hat —



Vignette: Parschau

POSTSACK

Ausweg gefunden

Am 10. Mai wollte ich auf der Autobahn nach Torgelow fahren. Ungefähr 6 km vor Triptis tourte mein Motorroller immer mehr ab, bis er plötzlich stand. Zwei weiße Mäuse der Autobahnstreife halfen mir, ohne ihn aber zum Fahren zu bringen. Wir schoben den Roller bis zur nächsten Werkstatt, wo sich herausstellte, daß die Kurbelwelle gebrochen war. Wie aber nun nach Torgelow kommen? Mein Mann war mit den Kindern allein zu Hause und mußte am nächsten Morgen zum Dienst. Schließlich half mir der Genosse Linden, ein Angehöriger des VPKA in Pößneck. Gemeinsam mit dem WKK Pößneck konnte er die Dienststelle meines Mannes informieren. Diesen Genossen meinen herzlichen Dank. Monika Krähe, Torgelow

Hat der Hauptfeldwebel recht?

Wenn der Kommandeur einem Wehrpflichtigen schon vor dem Ablauf von 12 Wochen den nächsten Urlaub gewährt, erhält dann der Urlauber auch die Reisezeit vergütet? Oder ist es so richtig, wie es unser Hauptfeldwebel praktiziert, daß er Wehrpflichtigen nur einmal innerhalb von 12 Wochen die Reisezeit zugesteht?

Matrose Noack, Stralsund

Die Handlungsweise des Hauptfeldwebels entspricht völlig dem § 20 (5) der Urlaubsordnung.

Doppelte Interessen

Mit Ungeduld warten wir jeden Monat auf die neue Nummer der AR. Wir finden sie prima. Jedoch vermissen wir in der letzten Zeit die Großaufnahmen von den hübschen Damen mit dem süßen Dekolleté. Wir sind beide aktive Boxer. Bringt doch mal wieder was über den Boxsport in der Armee.

Gebrüder Brennstoff, Tantow

Verschlußsache

Können Sie mir sagen, wie ein Drehverschluß funktioniert bzw. was darunter zu verstehen ist?

Heinz Rödler, Dresden

Unter einem Drehverschluß versteht man jede Verriegelung einer Waffe von hinten, die mittels Rollen oder Nuten und Warzen durch drehende Bewegung stattfindet. Selbst wenn nur eine Viertelsdrehung beim Verriegeln erfolgt, ist der Verschluß ein Drehverschluß. Bei Artilleriewaffen heißt ein solcher Verschluß auch Schraubverschluß.

Gegen die Unhöflichkeit

Ist es bei uns nicht mehr modern, daß die Soldaten die Offiziere grüßen? Ich glaube, es ist kein Schaden, wenn einmal mehr die Hand an die Mütze gelegt wird. Ich habe es in Naumburg und Merseburg gesehen, daß junge Soldaten der NVA an Offizieren der zeitweilig bei uns stationierten sowjetischen Streitkräfte ohne Grußerweisung vorübergehen. Ich meine, wir sind doch gerade verpflichtet, unseren sowjetischen Genossen mit Achtung zu begegnen. Dazu gehört auch die Ehrenbezeigung. Also, Soldaten, ruhig einmal mehr die Hand an die Mütze.

Herbert Parne, Krumpa

Betrifft Diensttauglichkeit

Ich bin nach 15 Monaten aktivem Wehrdienst entlassen worden, weil ich einen Unfall hatte und von der Ärztekommission truppendienstuntauglich befunden wurde. Nun wurde ich aber vom Wehrkreiskommando zur Diensttauglichkeitsuntersuchung aufgefordert. Kann man mich nochmals als Reservist einziehen?

Werner Urner, Karwesee

Das WKK hat entsprechend der Musterungsordnung das Recht, Sie zu einer Diensttauglichkeitsuntersuchung aufzufordern. Wird dabei Diensttauglichkeit festgestellt, können Sie selbstverständlich als Reservist eingezogen werden.

Kleiner Rippenstoß

Am 22. Juni rastete hier in der Nähe von Salzwedel eine Versorgungseinheit unserer Nationalen Volksarmee. Sie holten sich bei uns Wasser. Einige versuchten, aber erfolglos, mich von meinen Hausaufgaben abzuhalten. Als ich alles erledigt hatte, unterhielt ich mich mit den Genossen. Einer bat um ein Bild. Ich wollte mich aber nicht knipsen lassen, denn man weiß ja: Andere Städtchen, andere Mädchen. Aber als ich am Fenster stand, überlisteten sie mich

und fotografierten doch. Nun möchte ich das Bild gern haben. Die Genossen deuteten an, daß sie aus der Nähe von Berlin kämen. Übrigens: Die Genossen meinen, ich heiße Marianne. Das entspricht aber nicht ganz der Wahrheit.

Morlies Arndt, Steinitz, Schwarzer Berg

Blauer Dunst

Eine Unsitte, die sich in allen Einheiten verbreitet hat, ist die, daß unvernünftige Genossen keine Rücksicht nehmen und selbst bei der Einnahme der Mahlzeiten in den Speiseräumen ihren blauen Dunst den Gegenübersitzenden ins Gesicht blasen. Das gleiche trifft zu bei Fernsehveranstaltungen, wo man – etwas übertrieben – vor lauter Rauch kein Bild mehr sieht. Man sollte eine solche Regelung treffen, daß – wie während der Ausbildung – nur während der Pausen geraucht werden darf. In den Speise- und Fernsehräumen sollte das Rauchen verboten werden.

Stabsfeldwebel Liebert, Eisenach

Ist das ein Trennungsgrund?

Mein Freund ist am 3. Mai 1965 zur Nationalen Volksarmee einberufen worden. Eine ganze Zeit hat er mir in jeder Woche zwei- bis dreimal geschrieben, bis vor kurzem. Auf einmal kam ein Brief, in dem stand, daß er drei Jahre bei der NVA bleibt. Ist das ein Grund, um Schluß zu machen?

Gabriele Hempel, Leipzig

Die Verpflichtung als Soldat auf Zeit ist kein Grund, sich zu trennen. Wenn eine wirklich echte Zuneigung oder Liebe besteht, wird sie auch die dreijährige räumliche Entfernung überdauern.

Auf den Dienst kommt's an

Wenn eine Disziplinarstrafe verjährt ist, wird sie da automatisch gestrichen, oder bedarf es da extra der Belobigung „Löschung einer Disziplinarstrafe"?

Unteroffizier Thansen, Krugau

Disziplinarstrafen sind vorrangig durch die Belobigung „Löschen einer früher verhängten Disziplinarstrafe" zu löschen. Nach Ablauf eines Jahres seit der letzten Disziplinarbestrafung sind die noch offenstehenden Disziplinarstrafen zu löschen, wenn der Angehörige der NVA seine Pflicht erfüllt hat.

Keine Ausnahmen

Ich bin seit 1962 Angehöriger der Armee, also im vierten Dienstjahr. Nachdem ich ein Jahr als Unteroffizier gedient hatte, beschloß ich, Offizier zu werden. Nun bin ich Offiziersschüler im zweiten Lehrjahr. Gelten nun für mich die Bestimmungen der Disziplinarordnung für Unteroffiziere (Soldaten auf Zeit) oder für Offiziersschüler?

Offiziersschüler Eckert, Plauen

Auch für Sie gelten die für Offiziersschüler festgelegten Bestimmungen der Disziplinarordnung, unabhängig von dem bisherigen Dienstgrad und dem Dienstalter.

Gleichberechtigung

Wir sind Schülerinnen der 10. Klasse und finden Dich einfach toll. Nur könnten vielleicht öfter ein paar Bilder von Soldaten oder Matrosen der Volksmarine im Großformat dabeisein. Die Mädchen, die sich für das Soldatenleben interessieren, fühlen sich dann nicht so benachteiligt.

Rosi und Ingrid, Zerbst

Um das Bestenabzeichen

Ich bin Mitarbeiter eines Wehrkreiskommandos. Im vergangenen Ausbildungsjahr wurde ich als Bester ausgezeichnet, erhielt aber kein Bestenabzeichen. Warum ist das so?

Feldwebel Wirrig, Dippoldiswalde

Uns sind keine Einschränkungen bekannt, die die Verleihung des Bestenabzeichens an Angehörige der WKK und WBK verbieten. Allerdings müßten dabei durch die vorgesetzten Dienststellen die gegenüber Truppenteilen unterschiedlichen Bedingungen und Aufgaben berücksichtigt werden.

Gedächtniskünstler?

Im D-Zug Rostock–Karl-Marx-Stadt lernte ich am 9. Juni einen Angehörigen der Nationalen Volksarmee kennen. Sein Vorname ist Hans. Er dient schon zwei Jahre bei der Armee und ist in Bitterfeld stationiert. Bevor er ausstieg, prägte er sich schnell noch meine Anschrift ein. Könnte es sein, daß er sie vergessen hat?

Hannelore Kreeßner, Karl-Marx-Stadt

„Wibbel" Wirth bei der AR

Mit 28 Länderspielen auf dem Konto hat Major Günter Wirth den ASK-Fußballern Ade gesagt und als Diplom-Journalist die Redaktionsmannschaft des Soldatenmagazins verstärkt. Als versierter Sportler hat er natürlich – was liegt näher? – den Sportteil übernommen. Danach ist auch sein „Einstand", zu begutachten auf den Seiten 40/41 im Preisausschreiben. Vielleicht raten Sie mal mit, wen „Wibbel" da für Sie interviewt hat!

Soll es halbiert werden?

In der DV 10/5 wird gesagt, daß das Leistungsabzeichen der Nationalen Volksarmee auf der linken Seite zu tragen ist, während die „Ordnung über die Verleihung des Leistungsabzeichens" in § 8 dafür den Platz über der rechten Brusttasche vorsieht.

Obermaat Damerau, Kühlungsborn

Peinlich, peinlich – in der Tat. Vielleicht beruhigt es Sie erst einmal, daß dieser Widerspruch aufgrund verschiedener Kritiken im Ministerium für Nationale Verteidigung bekannt ist. Er wird bei einer Überarbeitung der Dienstvorschrift berücksichtigt werden. Bis dahin sollte man der momentanen DV-Regelung den Vorrang geben und es links tragen.

Sorgen mit den Damen

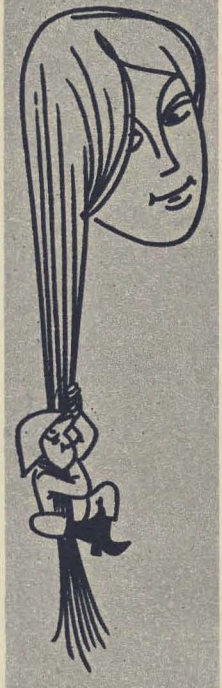
Leider schaut es ja, gegenüber früher, mit den schönen Damen in Deinen Ausgaben ziemlich trostlos aus, liebe AR. Man scheint Deinerseits wenig Sinn dafür zu haben, und das ist mir unverständlich. Hoffentlich geben sich die Herren der Bildredaktion etwas mehr Mühe, sonst kann ich sie nur bedauern.

Henry Pronold, Freital

Hilfe auf verschlungenen Wegen

Durch eine plötzliche Streckensperrung mußte ich auf einer Reise von Köthen nach Berlin über Potsdam fahren. Das kostete natürlich mehr Zeit als vorgesehen, so daß ich nicht bis 22.17 Uhr nach Lichtenberg kam, wo mich meine Verwandte am Bahnhof erwarten wollte. Zu meinem Unglück wußte ich aber auch nicht genau, wo sie wohnt; ich kannte nur die Postleitzahl ihrer Anschrift. Da bot mir ein mitreisender Soldat – er ist bei den Pionieren und in Riesa stationiert – seine Hilfe an. Obwohl er müde und hungrig und auch schon lange nicht zuhause gewesen war, ließ er seine Anschlußbahn fahren, telefonierte für mich und erkundigte sich ganz genau, wie ich zu meinem Ziel komme. Leider vergaß ich in der Aufregung, ihn nach dem Namen zu fragen. Deshalb möchte ich ihm über AR noch einmal recht herzlich danken.

Rosel Schirdewahn, Cärmigk



Vignetten: Klaus Arndt

Einen (Witz)-Zahn zulegen . . .

Seit einiger Zeit merke ich, daß die Lachsalven in der AR herabsinken. Wie wäre es, wenn noch ein paar Witze zugelegt würden?

Gerd Neumann, Hagenwerder

Da werden wir wohl wieder mal nachladen müssen, damit das Lachsalven-Feuer nicht schwächer wird.

Manfred an Manfred

In Effelder (Kreis Sonneberg) lernte ich 1952/53 meinen späteren Freund Manfred Lorenz kennen. Als wir beide zu den Grenzern gingen, riß unsere Verbindung leider ab. Wo bist Du, Manfred? Bei dieser Gelegenheit ganz schnell noch herzliche Grüße an Hauptmann Herbert Hänel und Hauptmann Roth sowie an den Genossen Fred Steinke.

Uffz. d. R. Manfred Groß,
Bad Salzungen

Wege zum VP-Offizier

Nach meiner Entlassung möchte ich zur Volkspolizei. Kann ich dort Offizier werden?

Feldwebel Körnig, Prora

Sofern Sie das Abitur oder den 10-Klassen-Abschluß haben, führt der Weg dorthin über einen Grundlehrgang des volkspolizeilichen Dienstes und einen mindestens sechs Monate währenden praktischen Einsatz. Später können Sie dann eine Fachschule des MdI besuchen, um Offizier zu werden. Nähere Auskünfte erteilen die Kaderabteilungen der DVP.

POSTSACK

Leutnant Gießler fragt: Hat ein Armeeangehöriger als Mitglied einer Volksvertretung überhaupt Zeit, neben seinem Dienst die Pflichten eines Abgeordneten zu erfüllen?

Oberst Richter antwortet

Wir haben genaugenommen zwei Gruppen von Armeeangehörigen, die als Kandidaten zur Wahl stehen können. Das sind solche Armeeangehörige, die in Kürze aus dem Dienst der NVA ausscheiden und bereits jetzt in ihrem Heimatbezirk für eine Gemeinde- oder Kreisvertretung als Abgeordnete von den dortigen Bürgern erwünscht werden, und solche, die unabhängig von der Dauer ihrer Zugehörigkeit zur Armee als Kandidaten der Nationalen Front für eine örtliche Volksvertretung aufgestellt werden.

Im letzten Fall wäre es aber unsinnig, etwa einen Offizier eines MLR-Schiffes oder einer anderen fahrenden Einheit unserer Volksmarine als Volksvertreter zu wählen, da er durch seine häufige maritime Isoliertheit gar keine Gelegenheit hätte, seinen Abgeordnetenpflichten nachzukommen.

Ähnliches trifft übrigens auch auf nicht wenige Angehörige unserer Landstreitkräfte sowie der Luftstreitkräfte zu. Der Dienst (in der Truppe) läßt dazu nur sehr wenig Spielraum – vor allem bei Kommandierungen und während der Zeit von Übungen. Deshalb ist es nur dort und bei solchen Genossen sinnvoll, einer Kandidatur das Wort zu reden, wo die dienstlichen Pflichten es objektiv zulassen, eine Abgeordnetentätigkeit auszuüben. Das werden in der Regel keine Armeeangehörigen sein, die im Truppendienst stehen.

Aber dann gilt folgende Maxime: Abgeordnetenpflichten sind keine alltäglichen Pflichten, Volksvertreter sein heißt, in den Dienst der Öffentlichkeit zu treten und diese Pflicht über alle persönlichen Pflichten zu stellen. Das ist die eine Seite, die andere besteht in der guten Zusammenarbeit mit den Vorgesetzten, in einer exakten Planung und Koordinierung der dienstlichen Aufgaben, damit der Volksvertreter erhält, was sich durch nichts anderes ersetzen läßt: Zeit.

Feldwebel der Reserve G. Schober fragt: Was macht das Reservistenabzeichen?

Es macht sich. Oder besser gesagt: Es wird gemacht! Noch bevor die Armee ihren Zehnten feiert, werden Sie es an Ihren Rockaufschlag heften können, entsprechend der Länge Ihrer Dienstzeit in Gold, Silber oder Bronze.

Übrigens: anheften! Abzeichen werden bei Auslandsreisen und internationalen Treffen gejagt wie seltenes Wild, triumphierend an Hüten oder Jacken reihenweise zur Schau getragen oder auch in Kästchen und Vitrinen gesammelt. Unser Reservistenabzeichen soll weder Sammel- noch Tauschobjekt sein, noch soll es Geltungshunger befriedigen. Natürlich soll es auch begehrt und getragen werden, aber mit seinem Besitz ist mehr als nur eine Tradition, eine Zugehörigkeit oder auch ein Bekenntnis verbunden.

Sein elementarster Zweck ist, den Träger in der Öffentlichkeit auszuweisen: Seht her, hier habt ihr es mit einem Menschen zu tun, der einen wichtigen Teil seiner staatsbürgerlichen Pflicht in Ehren erfüllt hat! Achtunggebietend, respekteinflößend, vertrauenerweckend.

Dann ist da die zweite wichtige Funktion: Alle Träger dieses Abzeichens aus ihrer Anonymität heraus schnell einander zugehörig zu machen und damit das Gemeinschaftsgefühl zu fördern. Schließlich schlägt dieses Abzeichen rasch Brücken zu den aktiven Angehörigen der Armee. Man ist in der Öffentlichkeit, ob uniformiert oder nicht, schnell unter Brüdern. Also macht dieses Abzeichen auf verschiedene Weise die Beziehungen zwischen Armee und Bevölkerung äußerlich sichtbar. Aber das Wichtigste ist die Verpflichtung seines Trägers, sich auch als Reservist stets als Angehöriger einer sozialistischen Armee zu fühlen, der sich befleißigt, seine militärischen Kenntnisse in Theorie und Praxis zu erweitern, sich öffentlich stets korrekt aufführt und entsprechende Erfahrungen mit seinesgleichen austauscht.

Ihr Oberst

Richter

EIN SOLIST

von S. Kusnezow

Eindrücke und Gewohnheiten sind wie Muttermale. Wie sich das Leben eines Menschen auch gestalten mag — er trägt unauslöschliche Neigungen und Angewohnheiten mit sich herum, die sich an der Schwelle seines Weges herausgebildet haben. Wäre Anatoli Sawtschenko nicht durch schicksalhafte Umstände in die Stadt gekommen und Flieger geworden, so hätte er sein Leben im Walde verbracht, ohne mehr von seinem Leben zu erwarten. Er hatte nur den einen Wunsch: Er wollte Jäger werden.

Aus Gründen, die dem Jungen unbekannt waren, hatten seine Eltern ihren Wohnsitz einst von den Ufern der Desna in einen von der Taiga umgebenen Krähwinkel des nördlichen Ural verlegt. Das weiche, leuchtende Grün der Tschernigower Haine ersetzten ihm nun die dunkelblauen Nadelwälder der neuen Heimat. Doch bald erschlossen die finsteren Gehölze des Taigadickichts dem gierigen, aufnahmebereiten Auge Anatolis unvergleichliche Reize. Das „Spielen mit der Flinte" wurde für ihn zu einem dringenden Bedürfnis, ja zur Leidenschaft seines jungen Lebens.

Anfangs brachte er Haselhühner und Auerhähne nach Hause, dann schleppte er einmal, keuchend und vor Erschöpfung taumelnd, ein Reh heim. Eines Tages aber — er mochte damals kaum fünfzehn gewesen sein — kehrte er abgerissen und blutend ohne Waffe zurück und sagte, er habe einen Bären erlegt. Sein Vater wollte ihm nicht glauben, spannte aber das Pferdchen an und fuhr in den Wald. In einer mit Himbeeren überwucherten Schlucht zeigte Anatoli ihm den erschlagenen Räuber; daneben lag die zertrümmerte Flinte. Der Vater schleifte den Bären zum Wagen und schwieg den ganzen Heimweg. Zu Hause nahm er sein Jagdgewehr von der Wand, überreichte es dem Sohn und sagte: „Aus dir wird mal was ganz Ordentliches. Bist ein Mordskerl! Aber nun zieh erst mal die Hose 'runter!" Und der Vater verwalkte ihn erbarmungslos und sagte dann und wann dabei: „Jung und grün bist du. Was bindest du auch mit dem Bären an, solange du hinter den Ohren noch nicht trocken bist!"

☆

Danach jagte Anatoli anderes Wild, wenn es ihm vor die Flinte kam. Aber er suchte weitere Begegnungen mit dem „Herrn des Waldes". Solche Begegnungen gab es viele, und jede

einzelne ließ in ihm den Wunsch entbrennen, den stärksten Gegner zu bezwingen.

Sawtschenko war allmählich zu einem stämmigen, untersetzten Burschen herangewachsen; er hatte keine ideale Figur, war aber gewandt und stark. Später, nachdem die Familie Sawtschenko in eine Stadt gezogen war, sehnte er sich nach den Urwäldern, nach seinem früheren gefahrvollen Leben, das ständig bedeutete: kämpfen und siegen. Erst als er in die Fliegerschule kam und danach Jagdflieger wurde, fand er wieder einen wahren Sinn in seinem Leben.

Seine Kameraden liebten ihn ob seiner Kühnheit und seiner netten Umgangsart, aber sie hüteten sich, mutwillige Scherze mit ihm zu treiben: Von seinen freundschaftlichen Umarmungen krachten ihnen die Glieder.

Der Krieg erforderte viele taktische neue Methoden. Eine davon war die „freie Jagd" ohne Angriffsvorbereitung. Ganz allein stieg der „Jäger" in die Lüfte und verbarg sich in den Wolken oder kreiste in großer Höhe und lauerte den feindlichen Flugzeugen auf, um sie überraschend anzugreifen. Der „Bärentreiber" Sawtschenko war einer der ersten „Jäger". Er fand am Himmel das, was er auf der Erde verloren hatte; so, wie er einst in die Wälder gezogen war, drängte es ihn nun in die Lüfte, um faschistisches Wild aufzuspüren.

An jenem Junitag, als er „auf Jagd auszog", war er vom Pech verfolgt.

Dichte Haufenwolken bedeckten den Himmel, und im Süden zog eine Gewitterfront vorbei. Es blieb nichts Besseres zu wünschen, denn die Wolken konnten seine Maschine gut verdecken. Aber Sawtschenko hatte bereits alle Planquadrate seines Bereichs abgeflogen und kein „Wild" entdecken können.

Sein Treibstoffvorrat war nicht mehr groß, bald würde er zum Flugplatz zurückkehren müssen. Er beschloß, durch die Wolken zu stoßen und Ausschau zu halten, ob sich nicht doch ein faschistischer Geier über ihm verirrt hatte. Die Maschine tauchte durch den milchigen Wolkenschleier der sichtraubenden Decke dahin. Über der gleißend strahlenden Wolkenwüste war es ebenso einsam wie weiter unten. Er flog eine weitere Runde und stieß dann wieder nach unten. Da, als die Maschine eben durch die dichten Wolken brach, entdeckte Sawtschenko vor sich eine Gruppe „Messerschmitt", die von rechts kam. Es waren acht Maschinen. Sawtschenko legte einen Finger an seinen Kopfhörer, zog die Hand aber sogleich zurück.

Acht gegnerische Maschinen – das war wohl doch etwas zu viel für ihn allein. Zwar hatte er schon oft Dreiergruppen angegriffen, und einmal war er sogar gegen fünf „Messerschmitt" angetreten, aber acht...? Das waren denn doch zu viele. Am besten sollte er in den Wolken verschwinden. Das wäre nicht einmal feige gewesen, sondern eher vernünftig. Schließlich ist es nicht gerade eine Großtat, wenn man mit dem Kopf durch die Wand ging; das würde lediglich beweisen, daß der Kopf nicht schlauer war als die Wand. Und was brachte ein edler Selbstmord schon ein außer dem Verlust der Maschine! Aber, sollte er sich wirklich aus dem Staube machen? Das hatte der „Bärenfänger" Sawtschenko noch niemals getan. Es galt nur, Zeit zu gewinnen. Er schloß sich der letzten Feindmaschine an und folgte ihr. Das war im Nu geschehen, und die vorde-

Illustrationen: Wolfgang Würfel

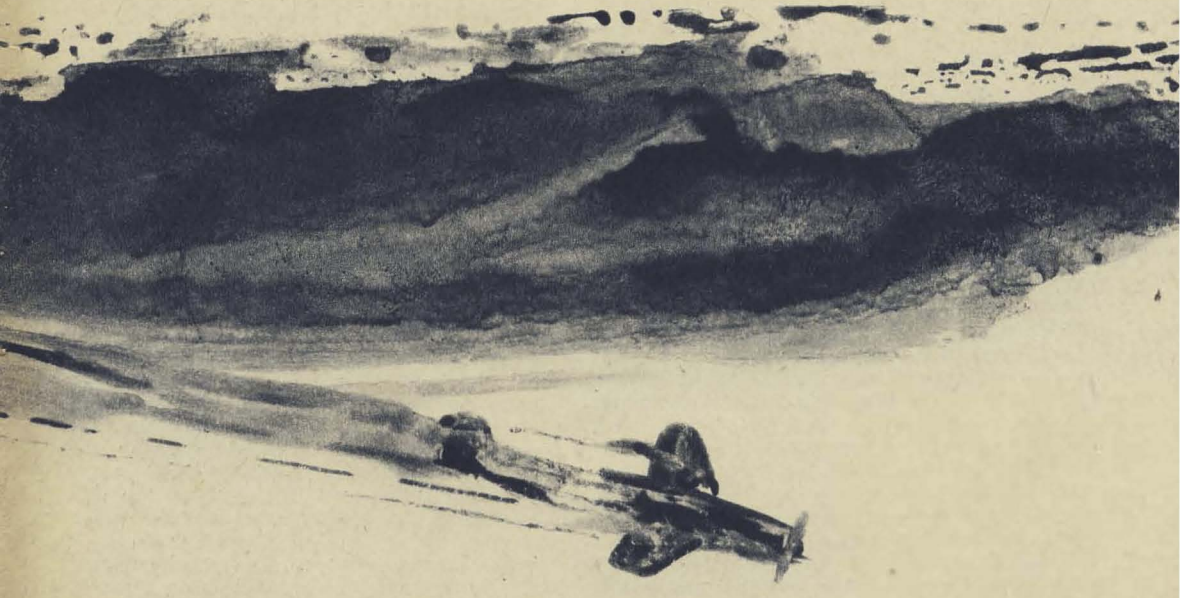
ren „Messerschmitt" hatten ihn offenbar nicht bemerkt. Wenn sie ihn aber gesehen hatten, dann waren sie gewiß zu dem Schluß gekommen, eine abgeschlagene eigene Maschine habe sie eingeholt.

Sawtschenko flog etwas niedriger, damit die Deutschen die roten Sterne auf seinen Tragflächen nicht erkennen konnten. Die acht feindlichen Maschinen flogen ruhig weiter, sie kamen gewiß vom Einsatz zurück. Offenbar fühlten sich die Faschisten, die bereits in ihr eigenes Operationsgebiet einflogen, hier sicherer. Wohin aber flog er, Sawtschenko? Jeden Moment konnte eine „Messerschmitt", wenn sie den verdächtigen Weggefährten bemerkte, Alarm schlagen und dann... Klar, was dann kommen würde. War es nicht besser, diesen Moment nicht erst abzuwarten, sondern den Kampf anzusagen, mochte dann kommen, was da wollte? Sawtschenko tastete wieder nach dem Kopfhörer, zog die Hand aber wieder zurück. Ganz egal, er hatte noch Zeit genug, einen Ausweg aus der entstandenen Situation zu finden. Aber wie zum Trotz zeigte sich keine einzige sowjetische Maschine im Luftraum.

Sekunde um Sekunde verging. Anatoli flog immer weiter in das Operationsgebiet des Gegners. Alle möglichen Varianten eines Angriffs – aus dem Hinterhalt, von der Flanke her oder mitten in den feindlichen Verband hinein – hatte er bereits erwogen, doch so sehr er auch fieberhaft nachdachte, seinen beiden Bordkanonen und vier MG standen immer noch 16 Kanonen und 32 MG der Deutschen entgegen. Ein solches Kräfteverhältnis konnte jedem den Appetit verderben. Das kam der selbstmörderischen Jagdleidenschaft gleich, mit einem Messer in eine Bärenhöhle einzudringen und unvermutet auf eine ganze Petzfamilie zu stoßen.

Auf Verstärkung war schon nicht mehr zu rechnen; einer sowjetischen Maschine über feindlichem Gebiet zu begegnen, galt als kaum wahrscheinlich, und davonzufliegen, schien ebenfalls unmöglich. Die deutsche Leitmaschine und die hinter ihr fliegenden Feindflugzeuge gingen tiefer, und Sawtschenko mußte dasselbe tun, ob er wollte oder nicht. Nun hätte er nicht mehr unbemerkt durch die Wolkenfelder davonhuschen können. Es gab eins: Hilfe rufen! Aber man konnte ihn bei den Deutschen hören und ihm den Garaus machen... Angenommen, er würde ihnen ebenfalls „eins aufs Dach geben", ihnen „einheizen", aber trotzdem war der Ausgang der Sache im voraus bekannt. Doch es gab keinen anderen Ausweg. Er schaltete das Funkgerät ein und gab Sendesignale.

„Kljasma! Kljasma! Hier Wolchow. Gehe über Quadrat 17/24 auf Südwestkurs... Fliege am Staffelende deutscher „Messerschmitt". Ersuche dringend Hilfe. Sendet Verstärkung! Kljasma! Hier Wolchow. Sendet Hilfe nach Quadrat 17/24! Antwortet! Gehe auf Empfang..." Seine Augen sogen sich an den vor ihm fliegenden Maschinen fest, damit er bei der ersten verdächtigen Bewegung der Gegner zum Angriff vorgehen konnte. Aber die Feinde hielten ruhig ihren Kurs ein, und noch drohte ihm keine unmittelbare Gefahr. Also hatte man seinen Funkspruch nicht aufgefangen. Er schaltete auf Empfang. In den Kopfhörern rauschte und knackte es, aber „Kljasma" schwieg. Sawtschenko schwitzte vor Anstren-



gung und fluchte leise vor sich hin. Schliefen die denn? Oder klappte das Gerät nicht? Nein, das Funkgerät funktionierte. Angespannt lauschte er, aber noch immer konnte er nichts vernehmen, nur das trockene Knistern atmosphärischer Störungen war zu hören. „Kljasma" schwieg. Er mußte sie erneut rufen. „Kljasma! Antwortet, Kljasma! Hier Wolchow. Hier Wolchow. Verfolge Achterstaffel „Messerschmitt". Habe Planquadrat 17/23 passiert, Kurs Südwest... Schickt Hilfe! Sendet Verstärkung! Verfolge „Messerschmitt"-Staffel. Sendet Hilfe! Kljasma, antwortet! Hier Wolchow. Antwortet, Kljasma."

Wieder schaltet Sawtschenko das Empfangsgerät ein. Nichts, nur Rauschen und Knacken. Einmal war eine kurze Weile eine Stimme zu vernehmen, aber die atmosphärischen Störungen übertönten sie bald wieder. Wahrscheinlich hatte die vorüberziehende Gewitterfront „Kljasma" gestört. Das hieß aber auch, daß „Kljasma" ihn nicht gehört hatte. Was sollte er bloß tun? Er durfte doch nicht ewig hinter den Deutschen herfliegen. Jede Sekunde konnten sie ihn entdecken und schließlich ihre Basis erreichen, und dann war es aus mit dem Versteckspiel.

Vielleicht hatte „Kljasma" aber doch gehört und sandte ihm bereits Verstärkung nach? Würden ihn die sowjetischen Maschinen finden? Ein Planquadrat ist groß... Man muß ihnen Peilung geben, ich muß ständig peilen, sagte sich Sawtschenko.

Wieder schaltete er das Funkgerät ein.

„Kljasma! Hier Wolchow! Antwortet, Kljasma! Gehe Planquadrat 16/23 hinter deutschen „Messerschmitt"-Verband, der eigene Basis ansteuert. Nehme Kurs auf deutschen Flugplatz. Sendet Hilfe!... Meßt Peilung nach!"

Aber welche Peilung sollte er nur geben? Russische? Man würde ihn hören. Wenn die „Messerschmitts" ihn nicht vernahmen, dann gab es immer noch die deutschen Horchgeräte am Boden... Also sang er mit vor Anstrengung heiserer Stimme das einzige deutsche Liedchen, das er kannte:

„Ach, du lieber Augustin, Augustin..."

Die Deutschen flogen noch immer rechts angestaffelt, in strenger Ordnung. Entweder hatten sie ihn nicht gehört, oder sie hatten diesem unvermittelten Konzert keine Beachtung weiter geschenkt. Sawtschenko beendete sein Liedchen, von dem er nur zwei Strophen kannte, und fing dann wieder an zu singen. Wieder schaltete er den Empfänger ein, aber „Kljasma" gab kein Lebenszeichen. Mit trotziger Verzweiflung rief er sie wieder und wieder, dann sang er das Liedchen vom lieben Augustin von neuem. Plötzlich bemerkte er, wie die Leitmaschine ihre Tragflächen nach rechts schwenkte. Sawtschenko starrte gespannt nach vorn. Aber der Verband flog unverändert weiter. Anatoli sah auf die Erde. Dort, hinterm Wald, den sie soeben überflogen, erstreckte sich weites Feld, mit Buschwerk überzogen. Aber die Büsche waren allzu regelmäßig über das Gelände verteilt und sahen seltsam aus. Klar, sie hatten ja keine Schatten. Die Sonne, die durch die Wolken stach, tauchte das Feld in grelles Licht, und die Büsche waren von allen Seiten erhellt. „Tarnung" dachte Sawtschenko. Das Leitflugzeug bog nach links ab und ging auf geringere Höhe, machte Anstalten zur Landung. Auch die übrigen Maschinen setzten zur Runde an.

Na, das will also heißen: Steig aus, wir sind da... Der deutsche Stützpunkt... Nun halte dich tapfer, Anatoli Sawtschenko! Jetzt werden die Fetzen nur so fliegen... Hier kannst du nicht mehr weg... Heiser, mit belegter Stimme sang er verzweifelt seinen „Lieben Augustin", obgleich er nur zu gut wußte, daß er nicht mehr auf Hilfe rechnen konnte. Es blieb nur eins: Wenn es schon sterben hieß, dann „mit Musike" und so, daß die Deutschen begriffen, worum es ging...

Die zweite Maschine setzte zur Landung an, dann die dritte, Sawtschenko kreiste über den übrigen und spähte gespannt zum Flugplatz hinunter. In der rechten Ecke konnte er die schwerfälligen „Gatterumrisse" erkennen, auf deren westlichen Teil die deutschen Jäger zusteuerten. Links waren die „Büsche" größer und dichter. Dort standen anscheinend die Bomber. Noch immer sang er „Ach, du lieber Augustin...", aber das tat er schon nicht mehr in Erwartung einer Verstärkung, sondern ganz mechanisch, wie einer, der einen Rhythmus in sich aufgenommen hat und ihn unwillkürlich wiederholt, obwohl er schon kein Bedürfnis mehr danach verspürt. Bei sich war Sawtschenko fest entschlossen, daß er, sobald die siebente Maschine des Gegners zur Landung niedergehen würde, den letzten Feind angreifen und dann – davonzukommen war ohnehin nicht – die unter den „Büschen" verborgenen Bomber zu Brei schlagen würde.

Die sechste Maschine landete. Auch die siebente hatte ihre Runde hinter sich gebracht und stieß nach unten. Sobald sie den Erdboden berührte, gab Sawtschenko Gas, hing sich an den Schwanz des letzten Flugzeuges und ließ alle Bordkanonen und MG losfeuern. Die „Messerschmitt" erzitterte und ging sofort in Flammen auf. Sawtschenko biß die Zähne aufeinander, daß es schmerzte. Das Lied hatte er schon vergessen. Er wendete seine Maschine. ...In diesem Augenblick tauchten Bomber schwerfällig aus den Wolken und setzten sogleich zum Tiefflug an. Auf ihren Tragflächen blinkten rote Sterne im Sonnenlicht. Sawtschenko konnte seine Maschine gerade noch in Sicherheit bringen, und schon erstickte der Motorenlärm im Gedröhn und Gedonner der Bombenexplosionen. Feuersäulen stiegen am Boden auf, im Nu war alles in Staub und Qualm gehüllt...

Als Sawtschenko an seinen Einsatzort zurückkehrte, erfuhr er, daß „Kljasma" seine Funksprüche sehr gut empfangen und sogar beantwortet hatte. Die neun Bomber und der sie begleitende Jägerverband waren die ganze Zeit seiner Peilung gefolgt. Noch lange nach diesen Ereignissen wurde Sawtschenko scherzhaft „Solist" oder „Lieber Augustin" genannt.

STARTRAMPE 136 feuerbereit

Von Major Rolf Dressel

„Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens", stöhnt Kanonier Bernd Maier und rutscht unruhig auf der rauhen, selbstgezimmerten Holzbank im kleinen Erdbunker hin und her. Ihn plagt die Ungewißheit darüber, wann er und die Genossen seiner Startrampenbedienung nun endlich überprüft werden. Das heutige Prüfungsschießen wird darüber entscheiden, ob seine Fla-Raketen-Einheit zum Gefechtsschießen fährt. Aber nun sitzt er schon fast eine geschlagene Stunde in dem engen Erdbunker und wartet.

„Nur Geduld", versucht ihn Unterwachtmeister Dietmar Gündel, der Startrampenführer, zu beruhigen.

„Rom wurde auch nicht an einem Tage erbaut. Erst sind die Leitstation und der Gefechtsstand dran, ehe wir überprüft werden."

Eine plausible Erklärung zwar, doch für Bernd Maier längst kein Trost. Die Minuten werden ihm zur Ewigkeit.

Vor sechs Monaten, bei seiner Einberufung, hatte er sich für die Rakete noch nicht so erwärmen können wie heute. Er war gelernter Traktorist und wollte bei der Armee Kraftfahrer werden. Er verpflichtete sich deshalb für drei Jahre als Soldat auf Zeit. So kam er in die Fla-Raketen-Einheit Leschinski. Die Waffengattung war ihm eigentlich egal. Kraftfahrer werden überall gebraucht, sagte er sich.

Im Gefechtsstand der Fla-Raketeneinheit. Die Luftlagekarte gibt dem operativen Offizier, Oberleutnant Dreger, ständig Auskunft, wo sich der anfliegende Gegner zur Zeit befindet.

Der Gefechtsstand des übergeordneten Stabes hat der Einheit ein Ziel zugewiesen, die Raketenleitstation hat es aufgefaßt. Der Leitoffizier verfolgt es an seinem Sichtgerät und drückt auf einen der Startknöpfe.

STARTRAMPE 136 feuerbereit

Der Gruppenführer weist das Transportladefahrzeug mit der neuen Rakete in die Rampenstellung ein.

Doch Bernds Wunsch widersprach der Wirklichkeit. Kraftfahrer haben wir genug, erklärte man ihm schon bei der Grundausbildung. Aber an den Rampen brauchen wir Längerdienende, die vielleicht einmal Rampenführer werden könnten.

Bernd Maier war geknickt. Fahrzeug oder Rakete? Schwer zu entscheiden! Tagelang zerbrach er sich den Kopf. Rakete, schön und gut — aber werde ich das schaffen? Diese komplizierte Technik? Doch es blieb ihm keine andere Wahl.

In der Bedienung von Unterwachtmeister Gündel, einem erfahrenen Rampenführer, wurde er als K 2 eingeteilt. Es tröstete ihn, daß auch die anderen Kanoniere an der Rakete völlig neu waren. So mußten sie in den ersten Wochen ordentlich pauken. Bernd lernte alles, was er zum Nachladen einer Rakete können und wissen muß. Theoretische Probleme des Starts, des Fluges und der Lenkung der Rakete, technische Fragen und die praktische Arbeit an der Startrampe. Das alles fand Bernd schon interessant, doch immer noch kam er sich in der Rampenstellung vor wie ein Zwerg neben einem Riesen. Die komplizierte Technik schien ihn zu erdrücken.

„Auf das Schießen und Treffen haben wir doch sowieso keinen Einfluß", sagte er. Und dahinter verbarg sich der Gedanke, er müsse hier nur manuelle Arbeit für andere leisten. Doch der Unterwachtmeister zerstreute alle Zweifel. Im Verlaufe der Ausbildung bewies er Bernd Maier, daß das Schießen sehr wohl auch von ihm, von seiner Arbeit abhängt.

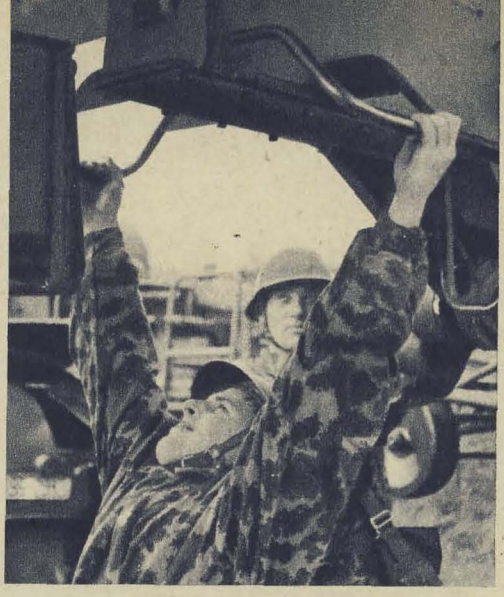
Immer wieder trainierten sie mit der Lehrrakete. Sie befreiten sie von der mächtigen Plane, betankten sie, luden sie in der Stellung auf die Startrampe und machten sie startklar.

Als K 2 hatte Bernd Maier die Aufgabe, dem K 1, Kanonier Günter Metzger, beim Überprüfen des Ladewinkels an der Höhenrichtmaschine zu helfen. Aber statt dorthin, rannte er anfangs stets erst zur Seitenrichtmaschine.

Verdammt, fluchte er innerlich, daß ich die Geräte immer verwechseln muß. Doch es tröstete ihn, daß es ihm nicht allein so erging. Auch die anderen Kanoniere machten Fehler.

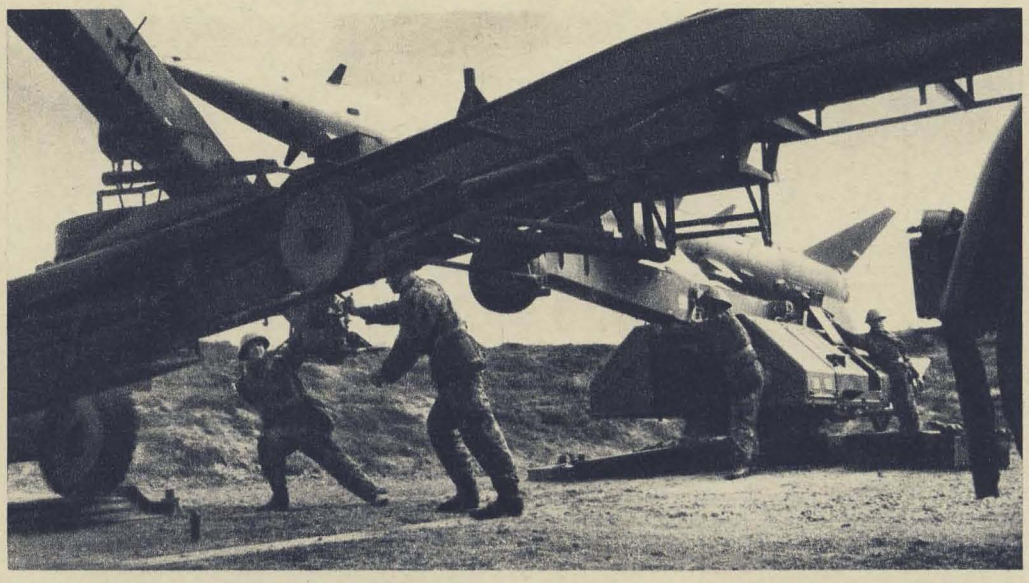
Aber Unterwachtmeister Gündel hatte Verständnis für diese Kinderkrankheiten seiner Soldaten. Geduldig erklärte er ihnen, wie sie es richtig machen müßten und ließ sie

„Achtung! Ich schwenke!“ Kanonier Horst Lehmann bei seinem Kraftakt mit tonnenschwerer Last.



Unterwachtmeister Gündel überprüft sorgfältig den Ladevorgang. „Achtung – stop!“ kommandiert er, wenn sich die Rakete in der richtigen Lage befindet.

STARTRAMPE 136 *feuerbereit*



▲

Die neue Rakete liegt auf der Rampe. Der Träger des Fahrzeuges wird leer zurückgeschwenkt. Der Fahrer tritt aufs Gaspedal.

●

Alle elektrischen Verbindungen sind hergestellt. Der Startrampenführer rennt zum Telefon und meldet dem Gefechtsstand: „136 – gefechtsbereit!“

langsam üben. „Jeder Fehler“, erläuterte er, „kostet Zeit, wertvolle Sekunden, die im Ernstfalle dem Gegner zugute kämen. Bedenkt, wie schnell die Flugzeuge heute fliegen. Der Leitoffizier kann nicht eher auf den Startknopf drücken, bis wir ‚startklar‘ gemeldet haben.“

Das war einleuchtend. Bernd Maier begriff, daß er also doch das Schießen beeinflußt. Sein Ehrgeiz wuchs.

Er arbeitete überlegter, sicherer. Die Zeiten beim Nachladen wurden kürzer. Der „Riese“ Rakete fügte sich immer mehr seinen geübten Händen. Dabei merkte er kaum, wie der Startrampenführer seine Anforderungen immer höher schraubte. Nach etwa zwei Monaten war die Bedienung der geforderten Normzeit so nahe, daß es nur noch eine Frage des ständigen Trainings war, bis sie erreicht und unterboten wurde.

Mit den Kenntnissen und Fertigkeiten an der Rampe wuchs auch Bernds Vertrauen und Begeisterung für die Raketenwaffe. Deshalb brennt er nun darauf, das heutige Prüfungsschießen so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

Endlich das erlösende Alarmsignal: „136 nachladen!“

„Mir nach!“ Mit diesem Ruf springt Unterwachtmeister Gündel hoch und stürzt zum Bunkerausgang. Bernd Maier und die anderen Kanoniere hinterher. Im Laufschritt jagen sie in die Stellung, auf deren Brüstung der Batteriechef mit der Stoppuhr steht. Da kommt schon das Transportladefahrzeug mit dem langen Silberpfeil der Rakete herangefahren.

Sie schwenken den Raketenträger herum und verriegeln ihn mit der Rampe. Kanonier Metzger bedient das Getriebe; die Rakete gleitet auf die Startrampe. Der Unterwachtmeister stellt die elektrischen Anschlüsse her und hastet zum Telefon: „136 gefechtsbereit!“

Viermal wiederholt sich dieser Vorgang, zweimal davon mit aufgesetzter Schutzmaske. Bei 68 Sekunden bleibt die Stoppuhr stehen, einmal gar nur bei 63 Sekunden. Zeiten, die weit unter der Norm liegen. Der Batteriechef ist zufrieden.

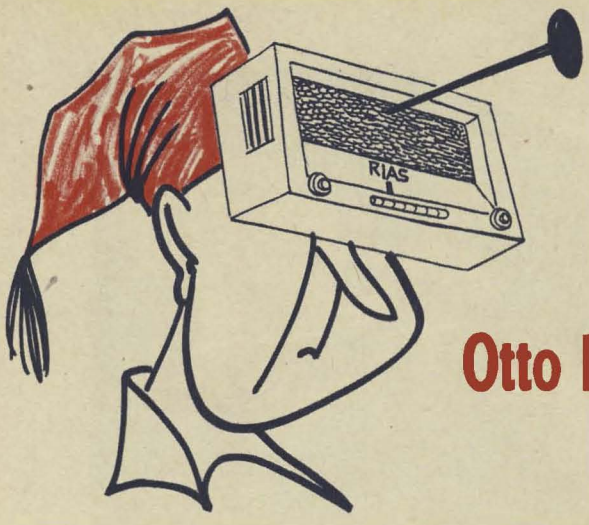
Ausgepumpt, die Stahlhelmriemen geöffnet und die Kampfanzüge gelüftet, kommen die Kanoniere nach der Überprüfung aus ihrem Bunker.

Der Batteriechef gibt das Ergebnis bekannt: Note 1,44 beim Gefechtsdienst, mit der gestrigen theoretischen Prüfung zusammen eine glatte Zwei.

Vergessen sind die Anstrengungen der letzten Minuten. Über die Gesichter der Kanoniere huscht ein zufriedenes Lächeln. Das Prüfungsschießen ist bestanden, die Bedienung zum Gefechtsschießen bereit.

„Nun, Genosse Maier, hat sich das Warten gelohnt?“ fragt Unterwachtmeister Gündel.

„Aber dicke, Genosse Unterwachtmeister!“



„Gestatten, Otto Normalverbraucher!"

Von Major H. Huth

Die „Villa Hügel" ist gar keine Villa, sondern der Erb- und Stammsitz derer von Krupp. Wer hat hier nicht schon alles das Sektglas erhoben: Kaiser, Könige, Kanonenkönige. Ein Adolf Hitler war dabei und ein Dr. Adenauer. An diesem 3. Juni aber ist wieder ein Empfang auf „Villa Hügel".

„Herr Mannesmann!" – „Herr General Trettner!" – „Herr Freiherr von und zu Guttenberg!" – „Herr Otto Normalverbraucher!"

Ein Diener ruft die Namen völlig überflüssigerweise durch die Halle; denn die Herren kennen sich alle. Das Wichtigste auch an Otto Normalverbraucher ist das Scheckbuch. Damit begleicht er alle größeren Rechnungen. Das war, weiß Gott, nicht immer so, wie der RIAS an diesem 3. Juni zu berichten weiß: „Und sogar der Scheck – vor gar nicht allzulanger Zeit das Attribut der reichen Leute, den Otto Normalverbraucher nur aus dem Kino kannte – sogar der Scheck ist eine selbstverständliche Sache für den Kontobesitzer geworden."

Es sei ein Unterschied, ob man einen Anzug für 600 oder für 150 Mark ersteht? Ob einen Mercedes oder einen Volkswagen? Ob eine Luxusjacht oder ein Faltboot? In einem Atemzuge müßte man dann auch behaupten, das Wichtigste sei nicht das Konto, sondern die Zahl der Nullen vor dem Komma darauf. Dabei käme man allerdings auf reizende Offenbarungen. Die hundert Krupps mit den Millioneneinkommen verdienen nämlich zusammen immer noch mehr als die Millionen Normalverbraucher mit den Hundertmarkeinkommen. Aber take it easy, Otto! Wichtig ist nicht, w a s man kauft, sondern w i e man es kauft, entscheidend nicht die Höhe des Kontos, sondern der erhebende Druck eines Scheckbuches auf der Brust. Und darum sind Krupp und Guttenberg und du einander so ebenbürtig. Will der RIAS glauben machen!

Vielleicht glauben Sie dagegen, daß sich der Empfang auf „Villa Hügel" anders abgespielt haben muß? Etwa so:

„Herr Mannesmann!" – „Herr General Trettner!" – „Herr Freiherr von und zu Guttenberg!" Und dann leiser: „Sie wünschen, mein Herr? Otto Normalverbraucher Ihr Name? Nie gehört! Und dann in diesem Anzug? Verschwinden Sie! Verschwinden Sie! Verschwinden sollen Sie! Sonst laß ich . . .!" Doch dieser Empfang hat sich auch nicht ereignet. Otto Normalverbraucher war gar nicht auf „Villa Hügel". Aber auch nicht, weil er den Rausschmiß vorausgesehen hätte. Otto N. hat gar keine Lust, dort hinaufzufahren. Er liebt nämlich nicht so sehr den Sekt, sondern mehr das Bier. Er drückt einem lieber die ganze Hand, als vornehm die Fingerspitzen. Nein, Otto Normalverbraucher hat ganz andere leibliche und auch geistige Interessen.

Otto N. macht eine Reise

Otto reist für sein Leben gern. An diesem Junitag macht er eine „Reise durch den Irak". Sein Rundfunk läßt sie ihn miterleben. Natürlich wäre er lieber in persona im Lande der Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Aber so braucht er keine Ströme von Schweiß zu vergießen, er kann auf dem Sofa liegen, dabei einen Eiscreme lutschen – und das ist auch ein Genuß.

Otto N. schließt sich also im Geiste zwei Deutschen an, die zuerst das irakische Nationalmuseum in Bagdad besuchen. Jahrtausendealte Kunstschätze finden sie dort, zu Hunderten, kleine und riesige. Nichts natürlicher also, als daß ihnen besonders auffällt ein winziges Tontäfelchen mit der Inschrift: „Gehorsam macht reich!" Dann – die Zwei zuckeln bereits durch die Wüste – fällt der eine dem anderen urplötzlich um den Hals. Ursache ist nicht der Tropenkoller, wie Otto erfährt, sondern ein Wegweiser. „Nach Babylon!" Otto verwünscht Sofa und Eiscreme. Selbst bei Wasser und Brot oder Wüstensand zwischen den Zähnen wäre er jetzt gern persönlich mit von der Partie. Das rätselhafte Babylon hat auch für ihn einen geheimnisvollen Reiz. Geheimnisvoll auch deshalb, weil er keine Einzelheiten mehr

über die uralte Ruinenstadt weiß. Aber seine Kenntnisse wenigstens werden aufgefrischt. Das Bemerkenswerteste an der Geschichte Babylons ist eigentlich, so erfährt er, daß an der Ausgrabung Deutsche beteiligt waren. – Dann entdecken die Reisenden unter Palmen eine Schulklasse. Mit blanken Augen sprechen die Araberkinder ihrem Lehrer nach: „Gehorsam schafft Wohlstand!"
Abgesang! Pausenzeichen! Und Otto erinnert sich daran, daß vor ein paar Jahren in diesem fernen Irak ein General seinen König umbrachte und später selbst erschossen wurde. Ja, wenn diese Kameltreiber gehorsamer werden, und wenn sie weniger Revolutionen machen, denkt Otto, sich bequem auf dem Sofa rekelnd, dann haben sie auch mehr zu beißen als nur eine Handvoll Datteln am Tag, dann haben sie eines Tages auch ein richtiges Schuldach und nicht nur ein Palmendach über dem Kopf, dann haben sie vielleicht sogar eines Tages ein Scheckbuch wie der Krupp und wie er, Otto Normalverbraucher. Und möglicherweise erhebt Otto N. jetzt sogar den geistigen Zeigefinger gegen den Gewerkschafter Müller im 3. Stock, der starrköpfig an den Notstandsgesetzen herummeckert.
Weil die Reise so schön war, besucht Otto mit seinem Sender gleich noch ein anderes Völkchen. Ein Vers zu Beginn verrät schon, zu welchen Leuten es geht:

„Und kommen wir in fremde Lande,
etwa nach Deutschland und Berlin,
dann knüpfen wir die alten Bande,
die uns zur alten Heimat ziehn.
Wir bleiben immerdar die Alten –
Wir Balten!"

Ein humoristisches Völkchen waren doch diese Balten! Wurde die alte Emma auf dem Sterbebett gefragt, ob sie auf dem Friedhof neben ihrem Seligen liegen wolle. Sie antwortete: „Nein, nein, er möchte dort gewiß mit seiner ersten Frau liegen." Otto empfindet beinah Mitleid mit dieser sympathischen Einfalt.

Und wie gewitzt das baltische Pastorlein war, schmunzelt Otto. Kündigte doch einer eine „Predigt über die Nüsse" an. Und endlich wieder einmal vor versammelter Gemeinde, begann er: „Ich hab' euch versprochen über die Nüsse zu predigen. Da möchte mancher an die Haselnüsse denken, die jungen Mädchen an die Ado-nüsse und die Männer an die Venüsse. Aber der Herr kennt keine Ge-nüsse. Deshalb will ich predigen über die Kümmernüsse."

Otto lacht, und lacht, und ... ihm würde vielleicht das Lachen vergehen, wenn er begriffe, daß aus einer Fahrt ins Baltikum eine Heerfahrt ins Baltikum werden soll und eine Grabfahrt würde.

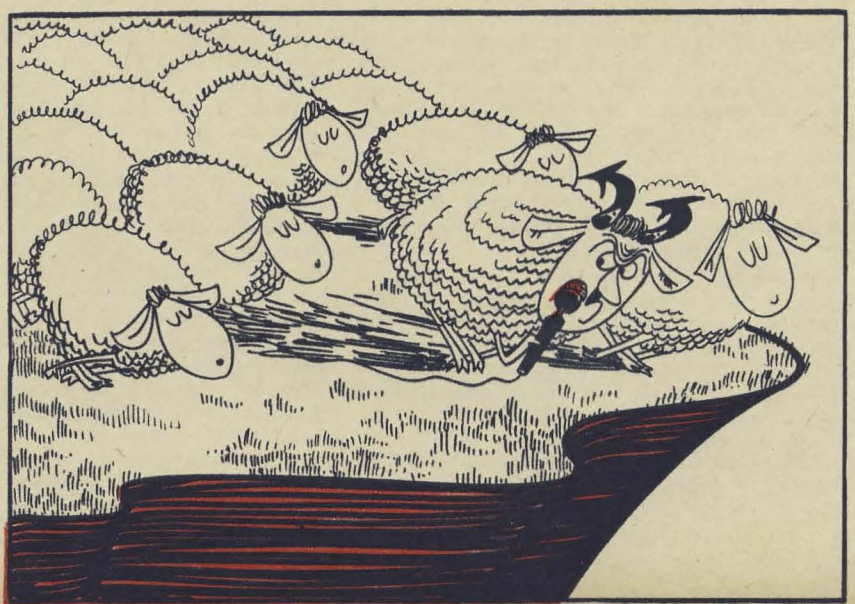
Zu guter Letzt hört er noch dieses baltische Lebensrezept:

„Ein Mittel gibts auf Erden
gegen alle Pein.
Laßt uns besser werden –
gleich wirds besser sein."

Und Otto packt sogar das schlechte Gewissen. Diese Balten sind nicht mehr die Alten; denn sie sind nicht mehr in ihrer Heimat. Er aber ist träge geworden. „Laßt uns besser werden ..." was könnte das anders heißen, als diesem derblustigen Völkchen zu helfen, den Russen und Letten, und wie diese Pollacken sonst noch heißen, wieder die Flötentöne beizubringen?! So denkt Otto N., obwohl während dieser Reise kein politisches Wort fiel. Und er soll wohl so denken!

Otto N.
lernt einen armen Menschen kennen

Mit frischen Sinnen für das Allgemeinwohl und die Balten lauscht er der Sendereihe: „Politiker stellen sich vor." Ein Bundestagsabgeordneter, „ein führender Mann der CSU", ist an der Reihe. Wie heißt er? Karl Theodor Freiherr von und zu Guttenberg? Wenn der



RIAS: „Mir nach – Baltendeutsche!"

Zeichnungen: Klaus Arndt

Trumtrum–trumtrum–trumtrum–trumtrum –
die alten Geister ziehen um;
die morschen Ärsche wackeln froh
bei dieser bonner Frontgeistshow;
selbst Opapa ist losgewetzt
und hat die Zähne eingesetzt;
trumtrum–trumtrum–trumtrum–trumtrum –
im Natogeiste schrumdiwumm.

Trumtrum–trumtrum–trumtrum–trumtrum –
der Ungeist im Delirium!
Wir hoffen, daß der Junge ahnt,
welch dunklen Weg ihm Erhard bahnt.
Mensch, Junge, wirf die Stange weg!
Sonst liegst du eines Tags im Dreck;
sie wird zum Kreuz – und du bist stumm.
Trumtrum–trumtrum–trumtrum–trumtrum.

einen Scheck mit vollem Namen ausfüllen müßte, denkt Otto und freut sich, ganz einfach nur Otto Normalverbraucher zu sein. Aber ein Kerl war der Guttenberg schon 1941 als Fahnenjunker!

„Ein älterer sogenannter Kamerad erzählte mir, was er alles in Polen angestellt hat. Und da kam dann eine Szene, wo er bei einem Judenmord teilgenommen hat. Da hab ich dem Mann gesagt, daß ich an seiner Stelle nicht auf die Juden, sondern auf die SS geschossen hätte." Ein Nazigegner, ein Judenfreund, er hätte beinah die Waffe gegen die SS... denkt Otto anerkennend. Guttenberg h ä t t e... Er h a t aber einen der wenigen überlebenden Juden kurz nach dem Krieg in Bayern einen „Saujud" beschimpft und dafür eine 300-Mark-Strafe kassiert. Wovon Otto N. allerdings nichts erfährt.

Der Reporter fragt Guttenberg nebenbei auch nach seinem Besitz: „Es sind doch mehrere Güter, ich glaube 4 oder 5, und sozusagen noch ein eigenes Kurbad?"

Aber der Freiherr winkt ab:

„Was ich gern tue, ist Politik. Wenn ich mich um diese, wie Sie sagen, Güter und Kurbad und ich weiß nicht was kümmern müßte..."

Man sieht förmlich die Handbewegung, die da sagen soll: Wozu darüber reden, das ist doch sooo nebensächlich. Ich weiß ja nicht mal was... Er wird schon wissen, daß es mehr als 4 Güter sind und darunter auch das größte deutsche Weingut ist. Und er ist auch Eigentümer der Kuranlagen und einer Anzahl Häuser in Bad Kissingen. Und geheiratet hat er durchaus standesgemäß: Rosa Sophie Prinzessin und Herzogin von Atenberg aus einem der reichsten katholischen Fürstenhäuser. Das h ä t t e er Otto sagen müssen, er h a t aber für ihn statt dessen eine Warnung parat, die „vor einem Fehlschluß, daß man materiell unabhängig sein müsse, um geistig unabhängig zu sein".

Und ob ich eine eigene Meinung habe, sagt Otto selbstbewußt. Er kann sich zwar kein Bundestagsmandat kaufen und auch keine Zeitung, er kann nicht mal Bücher verlegen oder Interviews senden lassen wie der Guttenberg. Aber wenn er CSU oder SPD wählt, dann hat er eine eigene Meinung, und die sagt ihm jetzt, daß der Guttenberg eigentlich ein ganz armes Schwein ist.

„Manchmal habe ich selbst den Eindruck, daß es beinah ein zufälliges Zusammentreffen ist, wenn die ganze Familie zusammen ist. Und manchmal frage ich mich, ob man sich eigentlich so sehr politisch engagieren darf; denn am Ende tut man doch alles für seine Familie und für sein Land."

Solche Männer macht uns keiner nach, denkt Otto, vielleicht aber auch nur: Da können wir beruhigt sein, daß wir solche Männer, solche Nazigegner und Freiheitskämpfer haben, die sich für uns aufopfern.

Aber wofür macht es denn nun dem Guttenberg Spaß, sich aufzuopfern?

„Wenn der Westen sich lediglich auf die Bewahrung seiner Positionen in Westberlin beschränken sollte, dann müßten die Europäer den Schluß ziehen, daß der Westen offenbar bereit ist, sich mit der Bewahrung seiner westeuropäischen Positionen zufriedenzugeben."

Ganz zu Beginn hatte er gesagt: „Meine Familie sitzt seit über 800 Jahren da, und ich hätte es gern, daß sie noch weitere 800 Jahre dort säße." Offenbar ist es also die Verteidigung der Macht der Junker, der Reichen, was ihm „Spaß macht". Aber jetzt will er sich damit nicht einmal zufriedengeben. Er hätte es dem Otto N. auch noch freier sagen können: DDR — heim ins westliche Reich! Polen — heim ins Reich! Baltikum — auch heim in unsere Arme! Aber damit Otto, der auch begriffen hat, was ein Atompilz über seinem Kopf bedeuten würde, nicht doch noch vor Angst ins Schwitzen kommt, wird er postwendend beruhigt: „Ich will zunächst sagen, daß ich selbst ein großer Anhänger der Entspannung bin."

Na also, denkt Otto. Der Guttenberg ist ja nur gegen die falsche Entspannungspolitik, weil dies „nicht Entspannungs-, sondern Status-quo-Politik ist und im Grunde der gefährlichen Selbsttäuschung verfallen ist, daß man Entspannung dadurch erreichen könne, daß man die Quellen der Spannung verschweigt."

Sehr richtig, meint auch Otto N., man muß immer und überall die Dinge beim Namen nennen, zum Beispiel, daß die Quelle der Familienspannungen das Kostgeld ist und daß die Quellen der internationalen Spannung . . ., „Die Quelle der Spannung, die da deutsche Frage heißt, deutsche Teilung, deutsche Spaltung . . .!" Hatte es Otto nicht schon auf der Zunge? Er denkt jetzt nicht daran, daß die Spannungen seinerzeit sogar zum großen Krachen geführt hatten, als die Junkerkollegen des Freiherrn noch bei Jüterbog und im Baltikum saßen. Er denkt vielmehr daran, daß da in diesen Tagen, wie er über den Sender gehört hatte, wieder ein paar Schiffe auf irgendeinem Binnenkanal festlagen. Die Kommunisten sind eben an allem schuld. Wie sagte doch der Freiherr Guttenberg?" Die neue Gefahr hat nur eine andere Farbe." Und es ist Otto in der Tat alles sonnenklar: Der Guttenberg war für die Freiheit und gegen die Nazis, also müssen die Kommunisten gegen die Freiheit und für die Nazis sein. Otto denkt nicht mehr daran, daß Guttenberg wünschte, die Seinen mögen noch 800 Jahre auf ihren Gütern sitzen, er ist froh, daß der Guttenberg im Bundestag sitzt und — im übrigen hat er jetzt genug von der Politik. Der Guttenberg hat nichts zu lachen, Otto aber will lachen, und so kommt er in der „Rückblende" auf seine Kosten:

> „Im Berliner Aquarium brachte ein achtarmiger Tintenfisch — als vermeintlich männliches Tier Otto genannt — Junge zur Welt. Otto entpuppte sich als Ottilie."

Wie sich doch die Menschen täuschen lassen, staunt Otto; als ob sich nicht der Volksvertreter Guttenberg als Volkszertreter entpuppen wird, und als ob seine „Gesetze gegen den Notstand" nicht Gesetze zum Notstand sind!

> „Der Boxer Clay tanzte nach seinem Sieg durch den Ring und rief: ‚Allah ist mit mir. Habt ihr diesen Schlag gesehen? Das war ein Atomschlag! Schnell wie der Blitz!"

Des Kommentators Meinung ist auch Ottos Meinung: „Du bist als Kind zu heiß gebadet worden." Aber war der Kosmosflug der beiden Amerikaner an eben diesem 3. Juni seinem Sender nicht auch Anlaß zu militärischer Prahlerei? Und hatte Guttenberg nicht auch den lieben Gott als seinen Mitkämpfer vorgestellt?!

> „Auf einer italienischen Schallplatte erklingt bei langsamer Umdrehung das Liebesgeflüster einer Frau, bei schneller aber das Kriegsgeheul von Indianern."

Raffiniert, diese Italiener, denkt Otto, raffiniert! Ihm ist kein Licht aufgegangen, daß das Guttenbergsche Liebesgeflüster: „Entspannung durch Änderung des status quo", d. h. durch Beseitigung der DDR, nichts anderes als Kriegsgeheul ist.

Gut gelaunt geht er vielmehr ins Bett. Und dann träumt Otto N.: Er, der einfache Mann mit dem Durchschnittsgesicht, ist zu den Kommunisten geraten. Sie haben ihn bespitzelt, sie entpuppen sich als „tolle Hyänen", als „widerliche, grausame Gestalten", die sein „Innerstes zerfleischen" und die ihn und seine kranke Mutter verhungern lassen werden.

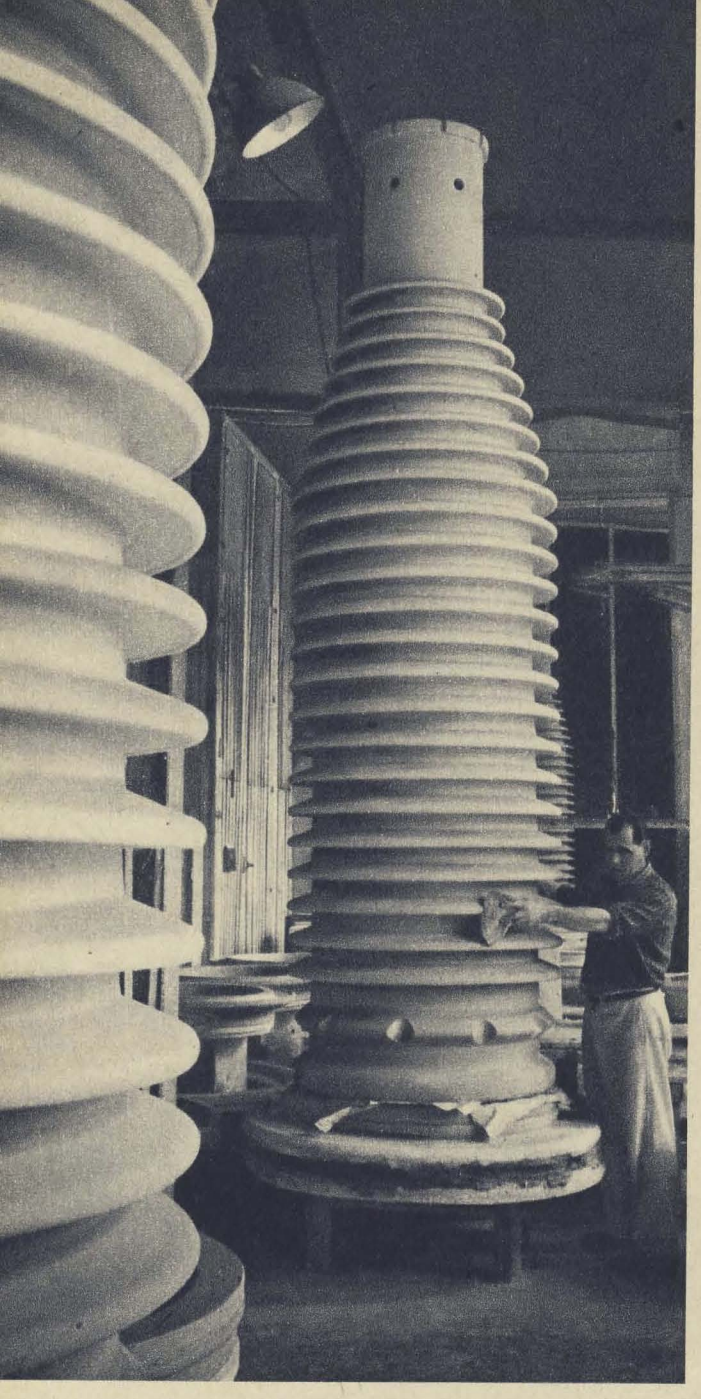
Und von diesem Alpdruck erwacht er und ist froh, daß er im freien Westen lebt, wo die Wahrheit zu Haus ist, und solche kernigen, selbstlosen Männer wie der Guttenberg für Ottos Leben und Scheckbuch sogar ihr Familienleben opfern. Und er wäre sogar beruhigt, wenn er erführe, daß zu eben dieser Stunde der Guttenberg und seine Kollegen sich den Kopf zerbrechen, wie man zum Scheckbuch noch schnell die Atombombe bekäme . . .

Da mag jemand einwenden, daß kein Mensch so träumen würde, es sei denn ein grüner Junge. Ihm sei zweierlei geantwortet:

Hätte Otto N. um die Mitternachtsstunde gewacht, dann hätte er eben diese Traumbilder auf seinem Sender hören können. Zwar war das eine Erzählung über Ungarn. „Aber ich erfahre doch täglich", würde Otto antworten, „daß die Roten der Zone noch schlimmer sind."

Und wenn Otto N. wirklich ein grüner Junge, sagen wir ein Schüler wäre? Die „Reise in den Irak" und die Vorstellung des Freiherrn von und zu Guttenberg waren nämlich Sendungen des Schulfunks. „Und die Sendung über die Balten", würde Otto N. sagen, „war doch als ‚Plauderei für die ältere Generation' angekündigt; Sie verstehen . . .!"

Und dieser Otto Normalverbraucher wird in ein paar Jahren Soldat der Bundeswehr. Er wird dort den Platz seines älteren Bruders einnehmen, der vor etwa sechs Jahren genau die gleichen Schulfunksendungen hörte.



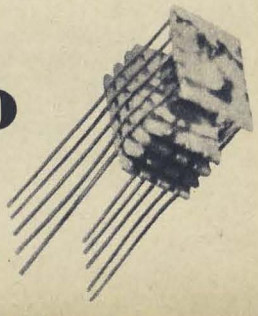
Wie wenig doch selbst ein großes Lexikon über einen Ort aussagt! In „Meyers Neuem Lexikon in acht Bänden“ von 1962 steht: „Hermsdorf: Gemeinde im Landkreis Stadtroda, Bezirk Gera; (1961) 6100 Ew.; Ingenieurschule für Keramik; keramische, Holzbau-, Sägewerke, Kistenfabriken. Südwestlich von H. das H.er Kreuz (Autobahn), nördlich von H. der Luftkurort Klosterlausnitz.“ Ganze sechs Zeilen für einen Ort, der heute ein wichtiges Zentrum moderner Industrie ist.

Die Holzverarbeitung hat in und um Hermsdorf alte Traditionen, so daß die Bezeichnung „Holzland“ schon zum Landschaftsnamen geworden ist. Jüngeren Datums ist die keramische Industrie, die in Hermsdorf seit genau 75 Jahren zu Hause ist. 1890 wurde die Hermsdorfer Porzellanfabrik gegründet, die das Holz der Umgebung als Brennmaterial für die Sinteröfen verwendet. Billige Arbeitskräfte und die günstige Verkehrslage mögen weitere Gründe für die Standortwahl gewesen sein.

1892 begann die Produktion von Porzellanerzeugnissen für elektrotechnische Zwecke. Grundlegende Entwicklungen zur Verwendung des Porzellans als Isoliermaterial in der Elektrotechnik gingen von Hermsdorf aus. Um die Jahrhundertwende entstand im Werk das 1. Hochspannungsversuchsfeld, und die weitere Entwicklung war gekennzeichnet durch die Suche nach mechanisch festeren Werkstoffen mit zugleich besseren elektrischen Eigenschaften.

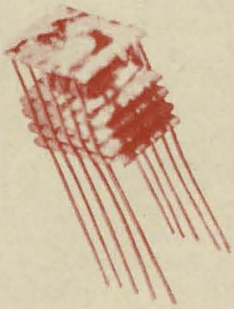
Diese fanden sich in den Magnesium-Silikaten, den Steatiten. Neue Kondensatorenwerkstoffe auf der Grundlage des Titandioxydes, Chemieporzellan und nach 1945 weich- und hartmagnetische Ferritwerkstoffe sind weitere Etappen des Werkes, das heute dazu noch Halbleiter (Thermistoren, Varistoren) und Sintermetalle produziert. Die Krönung dieser technischen und besonders auch wissenschaftlichen Pionierarbeit ist die Komplexmikroelektronik.

DDR
UNSER VATERLAND

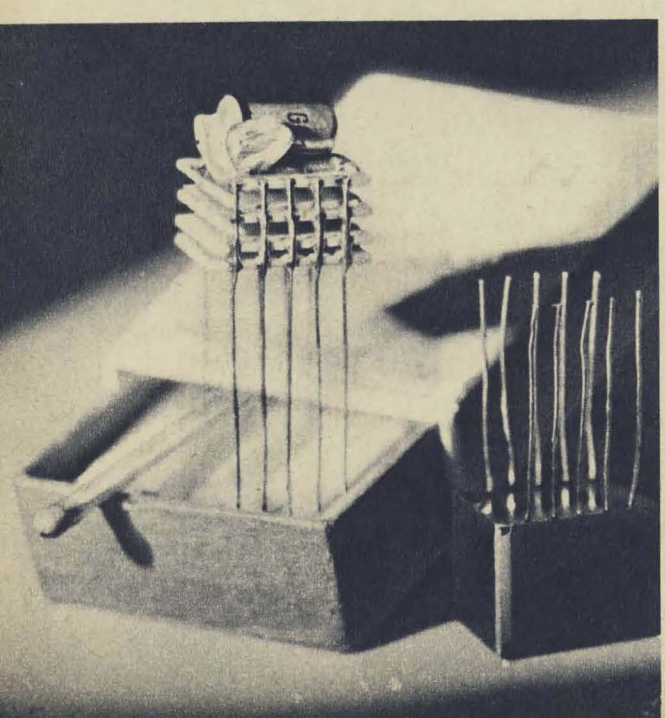


Der Begriff Mikroelektronik steht – auch mit dem vorausgesetzten „Komplex" – noch nicht in Meyers Lexikon. Hier ist es ein Nachschlagewerk; die Wirklichkeit eilt ihm voraus.

Vor uns auf dem Tisch liegt ein kleiner, schwarzbrauner, glatter Körper von der Größe eines Stücks Würfelzucker. 10 blanke Drähte ragen aus ihm heraus wie die Antennen eines Sputniks. Diplomphysiker Erich Schleicher, der Leiter des Bereiches Forschung und Entwicklung im VEB Keramische Werke Hermsdorf, gibt auf unsere Fragen Antwort: „Die Miniaturisierung elektronischer Bauelemente und Baugruppen ist in der ganzen Welt im Gange. Sie wurde notwendig durch die starke Steigerung der Zahl von elektronischen Baugruppen in den verschiedenen Geräten. Kleiner, mit geringerem Energieverbrauch,, dabei zuverlässiger und – nicht zuletzt – in der Herstellung billiger, so lautet die Forderung an die Produzenten." „Aber was enthalten diese kleinen Bausteine, und wozu dienen sie?" wollen wir wissen. Kollege Schleicher legt einen unvergossenen Baustein neben den schwarzen Würfel. Wir erkennen die kleinen, 10mal 15 Millimeter großen Keramikplättchen, auf denen silbern glänzende Metallbahnen, graue Flächen und auch kleine Bauelemente ihren Platz haben. „Transistoren, Dioden, Widerstände und Kondensatoren, die durch metallisch aufgedruckte Leitungen und die an den Kanten aufgelöteten Steigleitungen zu ganzen Schaltungen verbunden sind. Das Einbetten in Gießharz hat neben dem Schutz vor Beschädigungen auch elektrische Vorteile: bessere Wärmeableitung, höhere Lebensdauer.



Durch unterschiedliche Bestückung und Anordnung können wir eine ganze Reihe verschiedener Bausteine herstellen, die in überwiegendem Maße in der Datenverarbeitung, aber auch in anderen elektronischen Geräten eingesetzt werden, zum Beispiel der Rundfunk- und Fernsehtechnik, der Steuer-, Meß- und Reglungstechnik. Ein einzelner kann dieses ganze Gebiet nicht mehr überblicken, nicht einmal mehr das Kollektiv nur eines wissenschaftlichen Instituts. Auf unserem speziellen Gebiet der Elektronik arbeiten mehr als 30 Institute der DDR nach einem komplexen Plan. Der VEB Keramische Werke Hermsdorf ist dafür die Leitstelle, die Aufgaben stellt und Forschungsthemen vergibt. Das reicht von der Grundlagenforschung bis zur Geräteindustrie, die in ihre Neuentwicklungen schon die Bauelemente einbeziehen muß, die sie erhält, wenn ihre neuen Geräte produktionsreif sein werden." Offenbar hat die Mikroelektronik auch im Militärwesen eine große Bedeutung, überlegen wir uns. Wenn z. B. Übersetzungsmaschinen oder funktechnische Stationen, die heute noch umfangreich sind, in ein paar Jahren ... Aus diesen Gedanken reißt uns eine Explosion.



Während in einem Teil des Werkes die in Sibirien wie in Ägypten gefragten, mehrere Meter hohen Keramikisolatoren und -stützen für Hochspannungsleitungen und -schalter entstehen und in einem anderen Teil die kleinen, äußerlich so unscheinbaren Elektronik-Bausteine die vollautomatische Taktstraße verlassen, werden dazwischen alte Fundamente gesprengt, um neuen Bauten Platz zu machen, arbeiten die Bagger und Dumper, legen die Betonbauer neue Fundamente für weitere Produktionsstätten. Und in den Elektronik-Spezialklassen der Hermsdorfer Oberschule wie in der Ingenieurschule für Keramik bereiten sich die Facharbeiter und Ingenieure von morgen auf ihren interessanten Beruf vor, der für die technische Revolution, für die Automatisierung entscheidende Bedeutung hat.

Sicher wird schon die nächste Ausgabe von Meyers Lexikon auf die neue Besonderheit von Hermsdorf eingehen. *Berthold Gottschalk*

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

„Delfin"-Trainingsgerät

In der ČSSR wurde für die Flugzeugführer des Strahlflugzeuges L-29 „Delfin" ein Trainingskomplex entwickelt. Auf einem großen Bildschirm wird für den Flugzeugführer die sich verändernde Situation im „Fluge" dargestellt. Durch die Übertragung des Bildes eines Modellflugzeuges können Start und Landung imitiert werden. Der Flugschüler sitzt dabei in einer naturgetreuen L-29-Kabine, während sich hinter ihm ein Steuerpult für den Instrukteur befindet. Der Imitator kann auch für Piloten von Strahlpassagierflugzeugen verwendet werden.

Miniatur-MPi

Die kleinste MPi der Welt ist diese neue Handfeuerwaffe aus der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik. Mit Schulterstütze können kurze Feuerstöße abgegeben werden, ohne Stütze wird die Waffe wie eine Pistole benutzt. (AR berichtet demnächst ausführlicher darüber).

Anno Tobak

1898 schon rückstoßfreie Geschütze?

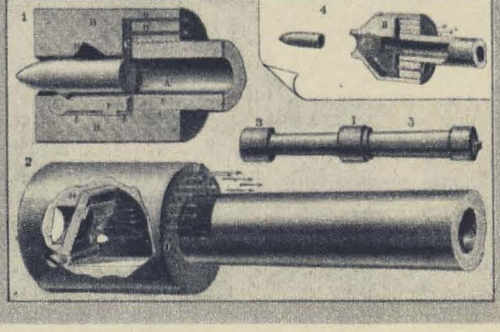
Beschäftigt haben sich Ingenieure und Militärs oft damit. Zu einer solchen Erfindung war 1898 im „Prometheus", einer „illustrierten Wochenzeitschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft" zu lesen: „. . . Wir erhalten aus Frankreich die Nachricht, daß der Oberst Humbert ein Geschütz erfunden habe, welches beim Schießen weder einen Knall hören läßt, noch eine Flamme zeigt, auch nicht einmal einen Rückstoß hat. Das klingt alles noch viel wunderlicher oder unglaublicher, als seiner Zeit ‚Schießpulver ohne Rauch'. Sehen wir daher, wie Oberst Humbert seine Sache macht.

Auf die Mündung eines Kanonenrohres A (siehe Abb. Figur 1) ist ein zylindrischer Kopf B geschraubt, durch welchen die Seele des Rohres sich fortsetzt. In demselben ist die um ein Gelenk nach oben drehbare Klappe F angebracht, die bei ihrem Aufklappen sich in den Ausschnitt H legt und damit die Seele schließt. Sobald das Geschoß beim Schießen die Klappe überschritten hat, dringen die Pulvergase durch den Kanal b unter die Klappe, erheben sie (siehe Figur 2) und strömen dann nach rückwärts durch den Kanal C und die in ihn mündenden Durchbohrungen D ins Freie. Dabei werden sie von der auf das Rohr aufgeschobenen Schutzmuffe I (Figur 3) aufgefangen, ohne die Geschützbedienung zu belästigen. Der Erfinder meint, daß durch das Schließen der Seele die Luft, die von dem Geschoß hinausgedrängt wurde, nicht in dieselbe zurückströmen und dadurch den Knall hervorrufen kann; der Ausgleich erfolgt geräuschlos, sobald die Gase durch die Löcher D entwichen sind und die Klappe von selbst herunterfällt. Die Theilung der Pulverflamme beim Hindurchströmen durch die vielen Löcher läßt das Leuchten derselben, infolge der Abkühlung, erlöschen. Da die Gase nach hinten ausströmen, so üben sie einen Druck nach vorn, der Geschützmündung zu, aus, wirken also dem Rückstoß des Schusses entgegen und heben ihn in entsprechendem Maße auf.

Auch Gewehre lassen sich in ähnlicher Weise einrichten, nur wird bei ihnen zweckmäßig die Klappe durch eine Kugel S (Figur 4) ersetzt . . ."

Auf den Schlachtfeldern ist Humberts Geschütz allerdings nicht aufgetaucht.

Eingesandt von H. Iffländer



Fahrende Bäckerei

In Jugoslawien begann die Produktion einer fahrbaren Bäckerei, die in der Lage ist, während der Fahrt zu arbeiten und mit zwei Mann Bedienung pro Tag 5500 kg Brot zu backen. Diese fahrende Backstube ist sowohl für die Armee als auch für touristische Zwecke bestimmt.

Drei-Zylinder-U-Boot

Kürzlich lief auf einer Rotterdamer Werft ein mit Drei-Zylinder-Einteilung versehenes U-Boot vom Stapel. Dieses für die niederländische Marine gebaute Unterwasserfahrzeug soll durch die Dreiteilung (drei Rumpfzylinder) eine höhere Druckfestigkeit erreichen und dadurch in Tiefen bis zu 300 m tauchen können.

Raketen-Co-Produktion

Die britischen Hawker- und die französischen Matra-Werke arbeiten seit einiger Zeit an der neuen Luft-Boden-Rakete AS-37, die für die Bewaffnung der Flugzeuge TSR-2 sowie Mirage IV vorgesehen ist. Die Rakete soll etwa eine Masse von 1400 kg und eine Reichweite von 32 km haben. Ihre Lenkung soll über Fernsehgeräte erfolgen. Der Einsatz soll hauptsächlich in der Bekämpfung von Funkmeßstationen liegen.

Elastischer Beton

Unter dem Namen „Parcimex" entwickelten rumänische Forscher einen elastischen Beton aus einem Gemisch von Spezialsand und Gummilatex. Er wurde bereits als Schutzschicht für Schiffsdecks erprobt. Auch andere Varianten wurden hergestellt, die gegen Säure und alkalische Einwirkungen widerstandsfähig sind und Temperaturen bis zu 140 Grad C vertragen. Künftig sollen Maschinen und Geräte einen solchen korrosionsbeständigen Schutzüberzug erhalten.

Energieübertragung ohne Kabel

Den Beweis, daß drahtlose Energieübertragung möglich ist, lieferte eine amerikanische Firma. Sie stattete einen Experimentier-Hubschrauber mit Dioden aus, die von Radargeräten ausgestrahlte Mikrowellen in Gleichstrom umwandelten. Der Gleichstrom trieb einen Elektromotor an, der das Flugzeug vom Boden abhob.

Laser-Dauerlicht

Während bisher Laserstrahlen meist nur in einem Lichtimpuls von einer tausendstel Sekunde erzeugt wurden, um damit Metall zu durchbohren oder zu schweißen, gelang jetzt die Erprobung eines kontinuierlichen Ionenlasers. Das neue Gerät, das in einem Forschungslaboratorium in Kalifornien konstruiert wurde, erzeugt beständig einen Strahl völlig reinen, monochromatischen und kohärenten Rotlichts von einigen Watt Leistung und dürfte vor allem für die Anwendung in der drahtlosen Nachrichtenübermittlung von Bedeutung sein.

Mikro-Strahl

Ein Gerät zum Mikro-Schweißen und Mikro-Bohren in kleinsten Dimensionen der Halbleitertechnik ist vom Dresdner Forschungsinstitut Manfred von Ardenne entwickelt worden. Das Bohren bzw. Schweißen besorgt ein Laser-Strahl, der durch ein hochgezüchtetes optisches System größte Arbeitsgenauigkeit erhält. Das Gerät geht demnächst in Serie.

Hubschrauberkauf

406 amerikanische Hubschrauber UH-1 D kaufte Westdeutschland für das Heer, die Marine und die Luftwaffe. Damit sollen die veralteten „Sycamese"-, H-21 und H-34-Hubschrauber ersetzt werden. Die Montage der Teile wird in den Dornier-Werken ausgeführt.

Startbereit

Boden-Boden-Raketen der tschechoslowakischen Volksarmee auf gepanzerten Trägerfahrzeugen in Startstellung. Mit Hilfe der beweglichen Lagerung sind die Projektile hydraulisch aufgerichtet worden. Es handelt sich um operativ-taktische Raketen, die äußerst mobil sind und unter allen meteorologischen Bedingungen zum Einsatz gebracht werden können.

MARTIN BÄSIG

Wenn der Motor „klingelt"

„Weiß der Teufel, was für Sprit die mir wieder in den Tank gekippt haben. Verdammte Klingelei, die tut einem richtig weh." Diese offenherzige Schimpfkanonade unseres Kraftfahrers konnten wir auf der letzten Dienstfahrt einige Male in verschiedenen Abwandlungen hören. Immer, wenn er den „Wartburg" auf Touren brachte, war das häßliche Geräusch, das man „Klingeln" oder „Klopfen" nennt, zu hören.

Weil wir aus Zeitmangel das Problem theoretisch nicht klären konnten und der gute Minol-Pirol bisher keine Aufklärungsschrift darüber verbreitete, entschlossen wir uns, an dieser Stelle allen noch „unwissenden" Kraftfahrern und sonstigen Interessierten nähere Erklärungen zu geben. Jenes nervenaufreibende Geräusch Klingeln kennt fast jeder, der Benzin gerochen hat.

Die Erfahrung lehrt jedoch, daß nicht jeder Besitzer eines „Trabanten" oder „Feuerstuhles" über den Zusammenhang zwischen Klopfen und der Oktanzahl*) Bescheid weiß. Allgemein ist nur bekannt, daß ein Vergaserkraftstoff um so weniger zum Klopfen neigt, je höher seine Oktanzahl ist. Daß das Klopfen des Motors nicht nur von der Oktanzahl, sondern auch von der Fahrweise (!) abhängt, sei nur am Rande vermerkt. Auch eine Erhöhung des Verdichtungsverhältnisses bewirkt ein Ansteigen der Klopfneigung. Aus diesem Grunde wird man dem Motor eines „Wolga" (Verdichtungsverhältnis 1:8) auch einen anderen Kraftstoff zuführen müssen als dem Motor eines „Trabant" (Verdichtungsverhältnis 1:7). Diesem Bedürfnis tragen unsere Kraftstoffhersteller Rechnung, indem sie zwei verschiedene Sorten Kraftstoff auf den Markt bringen. Seit dem 1. August 1965 wird „VK 79" und „VK 88" angeboten, also Vergaserkraftstoff mit den Oktanzahlen 79 bzw. 88. Die Sorte „VK 79" entspricht dabei dem bisherigen „VK extra", während der bis dahin übliche „VK normal" (etwa 72 OZ) nicht mehr produziert wird.

Diese Verbesserung des Kraftstoffangebotes wurde durch den weiteren Ausbau des Erdölverarbeitungswerkes Schwedt möglich.

Welches sind nun die Ursachen für das „Klopfen" des Motors? Grundsätzlich unterscheidet man zwischen geregelter und ungeregelter Verbrennung. Wird ein wenig zum Klopfen neigender Kraftstoff verwendet, läuft die geregelte Verbrennung ab. Die Zündung des Gas-Luft-Gemisches im Zylinder des Motors erfolgt allein durch den Funken der Zündkerze. Ausgehend von der Zündstelle bildet sich eine Flammenfront, die sich mit der Geschwindigkeit von 10 bis 30 m/s ausbreitet (Abb. 1).

Verwendet man einen Kraftstoff, der stark zum Klopfen neigt, dann verläuft auch hier die Verbrennung im ersten Stadium normal, erfaßt aber dann auf Grund plötzlicher Selbstentzündung spontan das gesamte unverbrannte Restgemisch. Es kommt hier zur Ausbildung einer zweiten Flammenfront, die z. B. durch heißes Restgas ausgelöst werden kann (Abb. 2). Für die klopfende Verbrennung wird die Geschwindigkeit der Flammenfront mit mehreren hundert m/s angegeben. Die schlagartige Verbrennung bewirkt einen plötzlichen Druckanstieg, der die Leistung des Motors verringert, weil der Kolben den

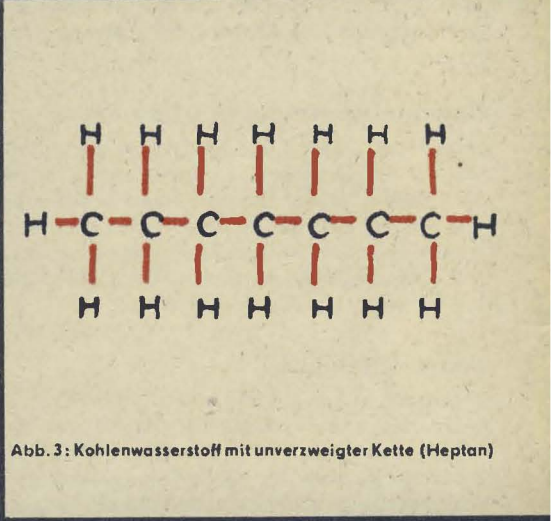


Abb. 3: Kohlenwasserstoff mit unverzweigter Kette (Heptan)

*) Oktanzahl = Maß für die Klopffestigkeit von Vergaserkraftstoffen.

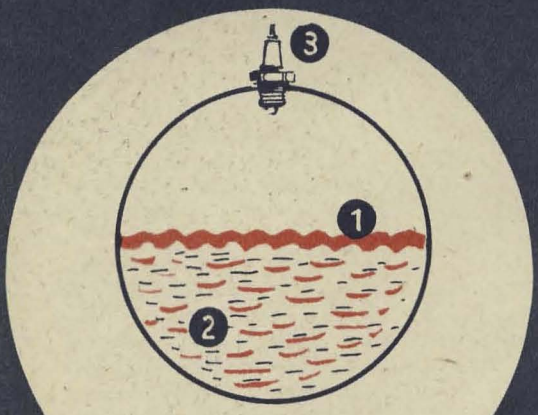


Abb. 1: 1 Flammenfront; 2 unverbranntes Gas-Luft-Gemisch; 3 Zündkerze

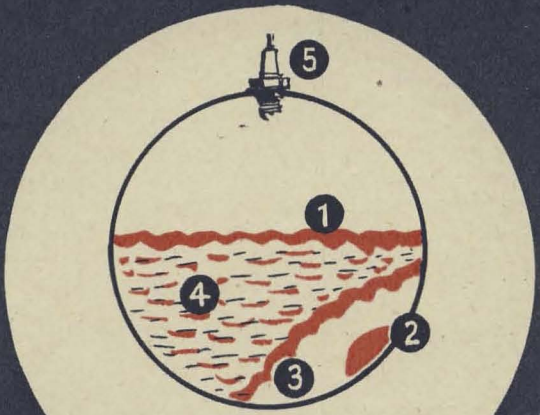
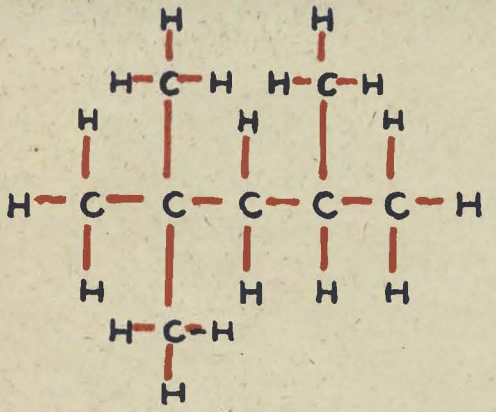


Abb. 2: 1 Flammenfront (ausgehend von der Zündkerze); 2 heißes Restgas; 3 zweite Flammenfront; 4 unverbranntes Gas-Luft-Gemisch; 5 Zündkerze

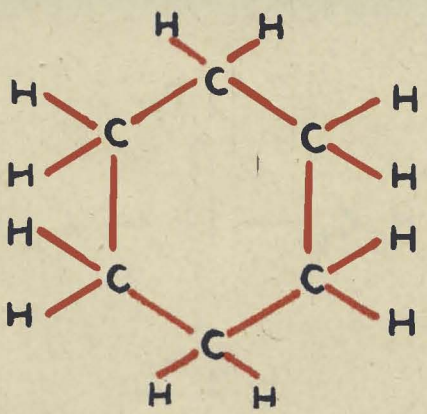
Stoß nicht schnell genug in Bewegungsarbeit übertragen kann. Die ungeregelte Verbrennung erhöht auch den Verschleiß der Motorenteile.

Die Chemiker haben nun herausgefunden, daß die Stärke des Klopfens von der chemischen Zusammensetzung des Kraftstoffes abhängt. Kraftstoffe sind allgemein Gemische verschiedener Kohlenwasserstoffe. Diese Kohlenwasserstoffe, die aus den beiden Elementen Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen, können eine sehr unterschiedliche Struktur besitzen. Es können unverzweigte und verzweigte Kettenmoleküle sowie ringförmige Verbindungen vorliegen. In Abb. 3 sind die Strukturformeln je eines Vertreters der drei genannten Gruppen dargestellt.

Die Erkenntnis, daß sich die „Klopffestigkeiten" der Vergaserkraftstoffe unterscheiden, führte 1927 zur Einführung der Oktanzahl als Maß für die Klopffestigkeit. Man ging dabei von der Tatsache aus, daß verzweigtkettige Kohlenwasserstoffe besonders klopffest, Kohlenwasserstoffe mit langen unverzweigten Ketten dagegen besonders klopfempfindlich sind. Bei der Festlegung der Oktanzahl gab man dem klopf-



Kohlenwasserstoff mit verzweigter Kette (Isooktan)

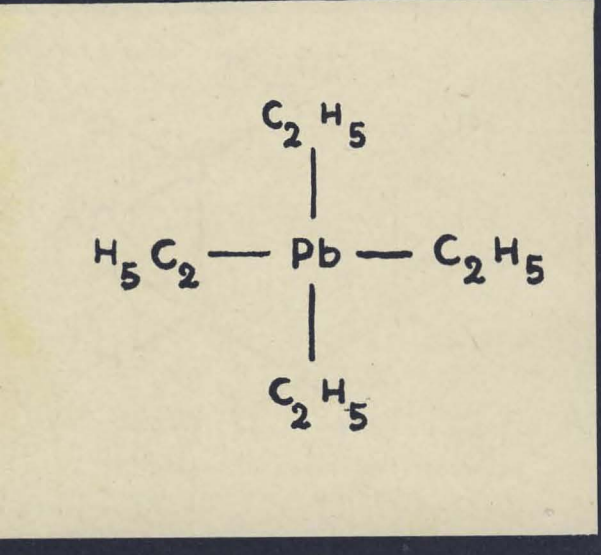


Ringförmiger Kohlenwasserstoff (Cyclohexan)

festen Isooktan willkürlich die Oktanzahl 100 und dem klopfempfindlichen Heptan die Oktanzahl 0 (siehe Abb. 3). Mischungen beider Kohlenwasserstoffe besitzen dann eine dem prozentualen Anteil Isooktan entsprechende Oktanzahl. Jeder Oktanzahl entspricht eine bestimmte Klopffestigkeit. Man kann deshalb jedem beliebigen Kraftstoff eine bestimmte Oktanzahl zuordnen, die dann nichts anderes aussagt, als daß dieser Kraftstoff die gleiche Klopffestigkeit besitzt wie eine entsprechende Mischung aus Isooktan und Heptan. Unser neuer „VK 88" besteht also nicht aus 88 Teilen Isooktan und 12 Teilen Heptan, sondern seine Klopffestigkeit entspricht lediglich einer derartigen Mischung.

Die Oktanzahl eines Kraftstoffes wird in einem Versuchsmotor unter genormten Bedingungen festgestellt. Durch welche Mischungen und Zusätze können nun die „Klopfeigenschaften" eines Kraftstoffes verbessert werden? Als Bestandteile für Vergaserkraftstoffe lassen sich neben Kohlenwasserstoffen verschiedener Herkunft (Erdöldestillate, Hydrierbenzin, Synthesebenzin) auch Benzol und Alkohol (Äthanol) einsetzen. Dabei ist zu beachten, daß neben der Klopfeigenschaft auch noch die Verbrennungswärme der Kraftstoffe von entscheidener Bedeutung ist.

Die meisten Erdöldestillate, ebenso das primär entstehende Synthesebenzin haben niedrige Oktanzahlen. Deshalb ist es notwendig, die primär entstandenen Produkte durch eine spezielle Nachbehandlung klopffester zu machen. Chemisch vollziehen sich dabei Umwandlungsvorgänge, bei denen verzweigtkettige und ringförmige Verbindungen entstehen.



Für spezielle Verwendungszwecke lassen sich Kraftstoffe durch Mischen geeigneter Bestandteile herstellen. Besondere Anforderungen werden an Rennkraftstoffe und Flugkraftstoffe gestellt.

Bei den Rennkraftstoffen setzt man je nach der Art des Autorennens die Gemische zusammen. Für Langstreckenrennen werden benzolreiche Mischungen bevorzugt. Benzol besitzt eine hohe Verbrennungswärme und eine gute Klopffestigkeit (Oktanzahl 110). Will man dagegen ohne Rücksicht auf den Verbrauch die höchste Motorleistung erreichen, dann mischt man dem Kraftstoff beträchtliche Mengen Alkohol zu. Der Alkohol muß wasserfrei sein, d. h. die Verbesserung der Oktanzahl durch Zugabe von „Spezial" oder „Wodka" ist nicht möglich. Diese Spirituosen enthalten bekanntlich mehr als 50 Prozent Wasser, das sich mit dem Kraftstoff nicht mischt. Alkohol hat eine sehr gute Klopffestigkeit (Oktanzahl 120), jedoch eine geringe Verbrennungswärme.

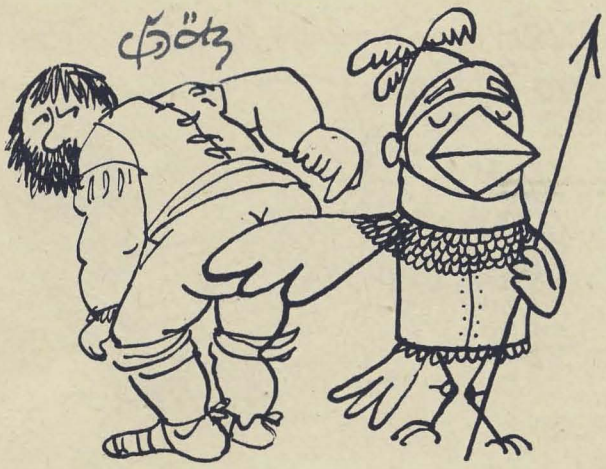
Für Flugkraftstoffe ist der Alkohol wegen seines geringen Energieinhaltes nicht geeignet. Flugkraftstoffe werden aus verzweigtkettigen und ringförmigen Kohlenwasserstoffen unter Zugabe von Benzol zusammengesetzt, bei denen sowohl hohe Klopffestigkeit als auch hoher Energieinhalt vorliegen. Wenn hier von Flugkraftstoffen die Rede ist, dann sind natürlich Flugzeuge mit Kolbenmotoren gemeint. Bei Treibstoffen für Strahltriebwerke hat die Oktanzahl keine Bedeutung.

Neben der Auswahl geeigneter Mischkomponenten macht man heute von der Möglichkeit Gebrauch, durch Zusatz von Antiklopfmitteln die Oktanzahl eines Kraftstoffes zu erhöhen. Am besten hat sich für diesen Zweck Bleitetraäthyl bewährt (Abb. 4). Es ist eine farblose, ölige und stark giftige Flüssigkeit. Da das zugesetzte Bleitetraäthyl wegen seiner Giftigkeit gekennzeichnet werden muß, fügt man dem „verbleiten" Kraftstoff einen roten Farbstoff hinzu. Die Zugabe des stark giftigen Bleitetraäthyls muß unter Berücksichtigung besonderer Sicherheitsvorschriften erfolgen. Im Kraftstoff ist jedoch die Konzentration so gering, daß Vergiftungen unter normalen Umständen nicht auftreten können. Selbstverständlich darf verbleites Benzin nicht zum Reinigen der Hände und als Wundbenzin benutzt werden.

In der Deutschen Demokratischen Republik wird Bleitetraäthyl in einer Anlage des VEB Kunstseidenwerkes „Friedrich Engels" in Premnitz seit einigen Jahren produziert. Mit dem dort hergestellten Antiklopfmittel decken wir nicht nur unseren eigenen Bedarf, sondern auch den der befreundeten sozialistischen Länder. Wenn aber der Motor trotz „VK 88" oder Antiklopfmittel doch klingelt, dann sollte man die Ursachen anderswo suchen und nicht auf VEB Minol, den Tankwart oder auf Leuna schimpfen.

Ab und an hab' ich bei Reservisten ein überraschendes Verständnis für die Literatur entdeckt. Ich meine jenen halben Satz Götz von Berlichingens, der vielleicht auch bei Ihnen auf grinsendes Verständnis stößt. Zugegeben, es handelt sich dabei nicht gerade um feinstes Umgangsdeutsch – aber soll man sich nicht mit seinen Pappenheimern in ihrer Sprache verständigen?! Außerdem gab ja Berlichingen noch eine bessere Redewendung zum besten: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten!" Das war sozusagen ein Diskussionsbeitrag zum Thema Wehrerziehung. Ein gewisser Weisslingen hatte Götzens Sohn gelobt, der unbeschwert aufwuchs, aber – leider, wie Vater Götz meinte – für das Schwert weniger Interesse zeigte als für den Bratapfel der Tante Marie. So zog ich aus, um jene noch im Schatten Stehenden, jene literarisch Beschlagenen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Besagter Weisslingen ließ später den Rittersmann Götz trotz seines Eides im Stich. „Er sei sich keiner Pflicht bewußt!" Es war ein faules Ei, was er da in den Mund nahm. Ausreden redet man auch heute noch. Aber wenn es einer wahrhaftig nicht weiß, was seine Pflichten als Reservist sind?



Bereits 1964 kehrte Hans-Jürgen Bahr ins Berliner Bremsenwerk zurück. In seiner Dienstzeit hatte er die Schlachtrösser des modernen Zeitalters mit den Dutzenden Pferdestärken kuriert. Mit Böllerschüssen war er gefeiert worden, als er mit einem selbstgebastelten Modell zur Messe der Meister von Morgen gesandt wurde.

Götz hätte jenem aus seinem Fußvolk, der ihm eine hydraulische Zugbrückenbremse konstruiert hätte, nicht nur in höchsten Ehren, sondern mit vielen guten Ratschlägen entlassen. Nicht so Hans-Jürgens Kommandeur in Potsdam. So hat der Unteroffizier der Reserve Bahr heute von der Reservistenarbeit so viel Ahnung wie Berlichingens Apfelschimmel vom Minnedienst.

Auch die meisten anderen Reservisten sind überrascht: „Man kommt in den Betrieb zurück – und schon erfährt man etwas über Reservistenarbeit." Sie erfuhren beim Abschied nichts von ihren Pflichten, geschweige, daß ihnen ein Reservist eines nahen Betriebes bereits Einzelheiten ausgemalt hätte. Ob unsere Kommandeure die gesetzlichen Verordnungen über die Reservisten überhaupt kennen?

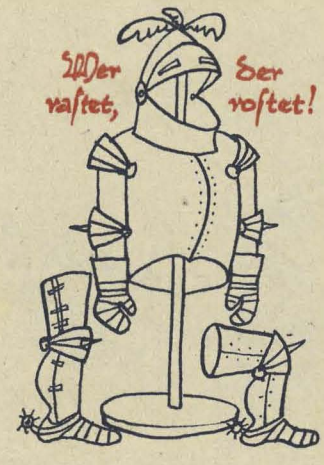
SPATZ SCHLAUKOPF ENTDECKT

Im Geiste sehe ich, wie ein Reservist gegen seine Reservistenpflicht protestieren möchte, aber er sagt nur: „Was sollen denn die Vergleiche mit Weisslingen und Götz!“ Und da hat er ja recht. Weisslingen brach seinen Eid, um sich mit einem schönen Weibe gütlich zu tun, aber ihn zog ebensosehr das Höflische an. Unsere Reservisten aber sind offene, fleißige, kernige Arbeiter. Auch der Götz war verheiratet, aber Langeweile wie dieser, als er gezwungen war, dem Wehrdienst zu entsagen, kennt beispielsweise der Reservist Dieter Sewert nicht. Er besucht obendrein eine Abendschule, was bekanntlich Götz nicht tat. Auch gab es auf Berlichingens Burg keine FDJ-Leitung, der der Ritter mit der eisernen Faust angehören konnte wie Dieter.

Und so geschieht es, daß Dieter Sewert, der in der Truppe als Unteroffizier zwischen Mörsern und Feldschlangen herumsprang und immer einer der ersten war, für die Reservistenarbeit lieber einen Knappen vorschicken würde. Als ob es nicht *seine* Reservistenarbeit wäre, mit seiner FDJ-Leitung etwas für die Wehrerziehung zu tun.

Aber über seine – unbegründete – Angst, daß die Last für ihn zu groß würde, spricht er nicht so sehr, sondern: „Ich lerne und arbeite nach besten Kräften für den Staat, für seine Verteidigung ist die Armee da.“

„Potztausend sakrament!“ möchte man antworten, und schon sind wir wieder beim Götz und beim schönsten Dialog.



„... für seine Verteidigung ist die Volksarmee da!“ – Als ob nicht auch Götz die Hilfe der Sickingen und Selbitz gebraucht hatte, um sich der Feinde zu erwehren!

„Aber heute ginge alles so schnell vonstatten, daß man keine Reservisten mehr brauchen könnte.“ – Als ob sonst die hinterhältigen Feinde von heute selbst Hunderttausende Reservisten ausbilden und organisieren würden! „Warum militärisch weiterbilden? Ich war doch schon bei der Truppe!“ – Ja, einst schleppten Götzens Ahnen bereits die gleichen Lanzen, mit denen er selbst kämpfte. Aber heute wird mancher Reservist schon bei seinem ersten Reservistenlehrgang mit neuen Waffen bekannt. „Dann reicht es doch, wenn ich alle paar Jahre mal zum Lehrgang gehe!“ – Als ob es nicht darauf ankommt, jederzeit auf dem laufenden zu sein. Und als ob es nicht auf mehr ankommt als die Kenntnis der Waffen. Götzens Knappen konnten sich jahrelang ihre Zungen an den letzten Hofaffairen des nahen Bamberg wetzen, wo die nächsten und ärgsten Feinde saßen. Aber die Militärpolitik unserer Tage ist wohl doch bei weitem schnellebiger.

Wann beginnt die Reservistenarbeit? Nicht erst an dem Tag, da der Soldat seine Rüstung an den Nagel hängt. Da lernte Gefreiter der Reserve Schumann als Soldat einen Unteroffizier kennen, der – knapp 19jährig – vor den älteren, verheirateten Genossen den „starken Mann“ markierte. Gefreiter Schumann ließ seinerzeit das Visier herunter, was noch heute seine Sicht einengt.

Aber noch weiter zurück müßt ihr gehen, würde Berlichin-

gen sagen. Er nannte es zu seiner Zeit einen starken Schatten, daß sein Sohn nur die Bratäpfel liebte, aber vom Schwert nichts hielt. Dabei hatte sich der Vater die liebe Mühe gegeben. Aber unser Genosse Sewert hat bei seinem Schulmeister nicht einmal etwas vom Marschtritt der Fußtruppen vernommen. Unwissend, was Wehrdienst bedeutet, verließ er den Ort des Lernens. „Wissend" wurde er durch die Sticheleien einiger Älterer, als er gerufen wurde, das Waffenhandwerk zu erlernen. So fiel ihm der Dienst anfangs sehr schwer, da er nicht verstand, warum er diente.

Deshalb ist es auch Arbeit für die Armee, die da zwei Unteroffiziere der Reserve bei den Bremsenwerkern leisten: Der eine übernahm die GST-Leitung, der andere die Jugendkaderkommission. Auch der alte Götz hätte sich nicht besser um den Ritternachwuchs kümmern können.

RESERVIERT ist ein nicht allzu großer Raum bei den Bremsenwerkern alljährlich zweimal – im Herbst und im Frühjahr – für eine kleine festliche Runde.

RESERVIERT ist dieser Raum auch deshalb, weil hier eben Reservisten zusammenkommen, die alten und die gerade heimkehrenden. Hier vor dem Werkleiter können sie ihren Wissensdurst und ein wenig auch jenen anderen Durst stillen.

RESERVIERT sind die dann in fröhlicher Runde versammelten Reservisten jedoch nicht. „Bei uns damals ..." – „Kennst du den ..." – „Weißt du noch ..." – „Aber wir haben mal ein Ding ..." – „Ach, ihr Seemollies!" – „Und ihr Sandlatscher ..." Und so wurde die auf drei halbe Stunden geplante Runde um zwei Stunden überzogen, und man holte auch noch zwei Kästen für ein paar Runden. Hätte jemand gesagt: „Gute Reservistenarbeit, die ihr hier leistet!", so hätten sie schallend gelacht: „Den kannten wir noch nicht!" Dabei wäre es gar kein Witz gewesen.

„Langeweile ist gefährlicher als kaltes Fieber", heißt es im „Götz". Man soll eben immer wieder bei den Klassikern nachschlagen – auch in Angelegenheiten Reservistenarbeit!

„Wer ist es Rittersmann oder Knapp', der sich verschanzt in dieser Burg?" möchte man frei mit Schiller fragen. Und buchstabengetreu nach Goethe müßte man antworten: Götz von Berlichingen sicherlich nicht, denn der sagte einstmals zu seiner Gattin: „Indem ich schreibe, was ich getan habe, ärger' ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas tun könnte."

Der Parteisekretär vom Bremsenwerk, Genosse Hemmerlein, kann es aber auch nicht sein. Denn er sitzt selten hinter dem Schreibtisch und hat viel mehr zu tun als Götz und deshalb keine Langeweile. Er braucht sich auch nicht vor dem Ansturm des Reservistenheeres verbarrikadieren. Die Reservistenarbeit ist heute wahrhaftig nicht mehr langweilig – weil es gar keine gibt. Der Vorsitzende des Reservistenkollektivs kam zwar des öfteren gegen ihn zu Felde gezogen, aber meist – wie auch andere in Sachen Wehrerziehung – bekam er nur den Stellvertreter zu Gesicht. Der Vorsitzende weiß, *was* man machen könnte, und *wie* und *wann*. Nur das *Wer* läßt ihn verzweifeln und zweifeln. Er trägt schon andere Lasten und bat um seine Ablösung. Aber der Parteisekretär kennt nur seine Kampfgruppe. Als ob ein gutes Reservistenkollektiv nicht auch die Kampfgruppe stärken könnte.

Da frag' ich mich also immer noch, wer es sein könnte in dieser Burg. Jedenfalls welche mit einer langen Leitung!

Illustrationen: Paul Klimpke

OBERST ALEXANDER GETMAN

Wasserslalom

Ein ungewöhnlich kalter Wind weht vom Schipka-Paß herüber. Und als die GAS-Kübelwagen mit den Offizieren dicht am Stausee halten, klatschen erste Wassertropfen auf den von der vorangegangenen Dürre abgesunkenen Wasserspiegel und netzen auch die staubige Erde.

In Regenmäntel gehüllt, treten die Offiziere zu den in der Nähe des Ufers bereitstehenden, sauber ausgerichteten Achtrad-SPW. Kritisch musternd die einen, neugierig sich umschauend die anderen. Denn außer Mot.-Schützen-Kommandeuren sind auch Offiziere der Luftstreitkräfte sowie der Flotte unter ihnen. Eine Lehrvorführung soll stattfinden, bestimmte Manöver der schwimmfähigen Fahrzeuge auf dem Wasser.

Nicht uninteressant, mag der eine oder andere Flottenoffizier denken. Vielleicht kann man das hier Geschaute bei der nächsten Landeübung gebrauchen. Mal sehen, wie sich die Landratten so auf dem Wasser bewegen.

Nur die Flieger zerbrechen sich fröstelnd die Köpfe, weshalb man auch sie zu dieser Vorführung befohlen hat. Studien für die Organisation des Zusammenwirkens und so? Na, auf jeden Fall eine Bereicherung des militärischen Allgemeinwissens.

Ein lautes Kommando reißt alle aus ihren Gedanken: Der General kommt!

Die Fahrzeugbesatzungen blicken ihm ein wenig beklommen entgegen. Ob auch alles klappen wird? Trainiert haben sie ja zur Genüge. Trotzdem, jetzt, wo es ernst wird, ist ihnen doch mulmig — ob sie nun Soldat Jonow heißen, Gefreiter Joton oder Untersergeant Lukanow.

„Genosse General", meldet ihr Kompaniechef, Hauptmann Manow, „zweite Mot.-Schützen-Kompanie bereit zur Übung elf b . . ."

Die „11 b" hat es in sich. Da genügt es nicht mehr, die Heckschrauben in Bewegung zu setzen und einfach auf das andere Ufer zuzuhalten. Schmale Durchfahrten sind auf dem Wasser markiert, mal links, mal rechts. Dort muß man sich durchschlängeln, wie beim Kanuslalom. Nur, solch ein leichtes Kanu läßt sich leichter regieren als das stählerne Schwimmfahrzeug der Soldaten.

„Aufsitzen!" — Hauptmann Manow hat das Kommando kaum gegeben, da verschwinden seine Männer schon durch die Luken ihrer SPW. Aber auch er selbst saust wie der Wind zu seinem Fahrzeug, klemmt sich hinter die Funkstation:

„Adler eins, wie hören Sie mich?"

„Adler zwei, . . ."

„Adler drei, . . ."

Na ja, die Funkverbindung scheint hinzuhauen. Es hat nirgends eine Panne gegeben — toi, toi, toi! Der Hauptmann ist nicht weniger aufgeregt als seine Soldaten. Und er kann das häßliche Gefühl nicht loswerden, daß noch irgend etwas schief gehen wird, ja, schiefgehen muß. „Motor anlassen!" befiehlt er über Funk und: „Wasserstrahltriebwerk einschalten!" Ein kräftiges Surren erfüllt die Luft. Hauptmann Manow reißt es von seinem Sitz hoch. Klappert da nicht irgendwo etwas verdächtig? Im Laufschritt rennt er von SPW zu SPW und schaut, ob überall die Klappen über den Schrauben richtig schließen. Das ist im Übungsablauf wahrhaftig nicht vorgesehen; aber — so denkt Manow — lieber jetzt einen Anpfiff einstecken, als nachher der Blamierte zu sein. Verstohlen schaut er zu Oberstleutnant Ratschew hinüber,

Abschleppmanöver im Wasser sind komplizierter als zu Lande. Die verringerte Geschwindigkeit erschwert das Lenken; Strömung und Wind wirken stärker auf die Fahrtrichtung ein. Auch eventuelles Bremsen kann zum Problem werden, wenn man ein Aufprallen vermeiden will.

◀

Antreten! Der General kommt!

dem Regimentskommandeur. Der wirft ihm einen erstaunten Blick zu, dann tritt er schnell neben den General, deutet zur Wasserfläche und beginnt offensichtlich, die einzelnen Markierungen zu erklären. Auch das Häuflein der Offiziere wendet sich dem Stausee zu.

Manow atmet fürs erste auf. Plötzlich hört er auch nichts mehr klappern. Halluzinationen? Behende schlüpft er wieder in sein Fahrzeug, läßt die Motoren einstweilen abstellen und blickt erwartungsvoll zum „Feldherrnhügel" hinüber.

„Drei Stationen sind vorbereitet", vernimmt er den Oberstleutnant. „Auf der ersten, hier drüben, wird das Passieren der Durchfahrten geübt, auf der zweiten, dort, muß in verschiedenen Richtungen vorwärts und rückwärts gelenkt werden. Zum Dritten soll die Kompanie nach dem Überwinden des Wasserhindernisses am jenseitigen Ufer einen Angriff vortragen . . ." — Ein schneller Blick zu Hauptmann Manow; der winkt unmerklich, um anzudeuten, daß er bereit sei; dann hebt Oberstleutnant Ratschew, Aufmerksamkeit heischend, den Arm und befiehlt: „Übung beginnen! — Hauptmann Manow, Sie führen die Kompanie durch Funk vom Ufer aus!"

„Zu Befehl!" brüllt Manow zurück und wiederholt den Auftrag. Seine Kommandos an die Fahrzeugkommandanten gehen für die Zuschauer im anschwellenden Motorenlärm unter. Nacheinander setzen sich die SPW in Bewegung und rollen in schnellem Tempo auf den Stausee zu. Aufschäumend spritzt das Wasser unter dem Bug des ersten Fahrzeuges hervor, als wolle es sich dem Eindringling widersetzen, doch dann nimmt es ihn gehorsam auf die Schultern und trägt ihn, sich dem Schlag seiner Schrauben fügend, zu den Markierungsbojen.

Auch die anderen Fahrzeuge gleiten in die Fluten. Jedesmal ein fesselndes Schauspiel, das die Gäste, einschließlich des Generals, interessiert verfolgen. Nur Hauptmann Manow hat keine Augen dafür. Seine Blicke hängen jetzt wie gebannt an dem ersten Schwimmfahrzeug, das gleich auf Höhe der Markierung sein wird.

Jetzt ist es soweit. Und nun eine Wendung von neunzig Grad nach rechts. Jawohl! Die nur eine schmale Durchfahrt bietenden Bojen wurden nicht berührt.

Das zweite Fahrzeug folgt, das dritte — auch sie kommen gut durch. Inzwischen hat das erste den nächsten Durchgang passiert, stoppt jetzt und fährt, der Übungsvorschrift entsprechend, rückwärts zu einer weiteren Markierung.

„Mehr Steuerbord!" schreit Manow ins Mikrofon. Gerade noch rechtzeitig, um einen die Note senkenden Fehler zu verhüten. Ganz sauber war's allerdings nicht. Die Boje ist ganz schön hin und her gehüpft. Na, zum Glück nur vom Wellengang.

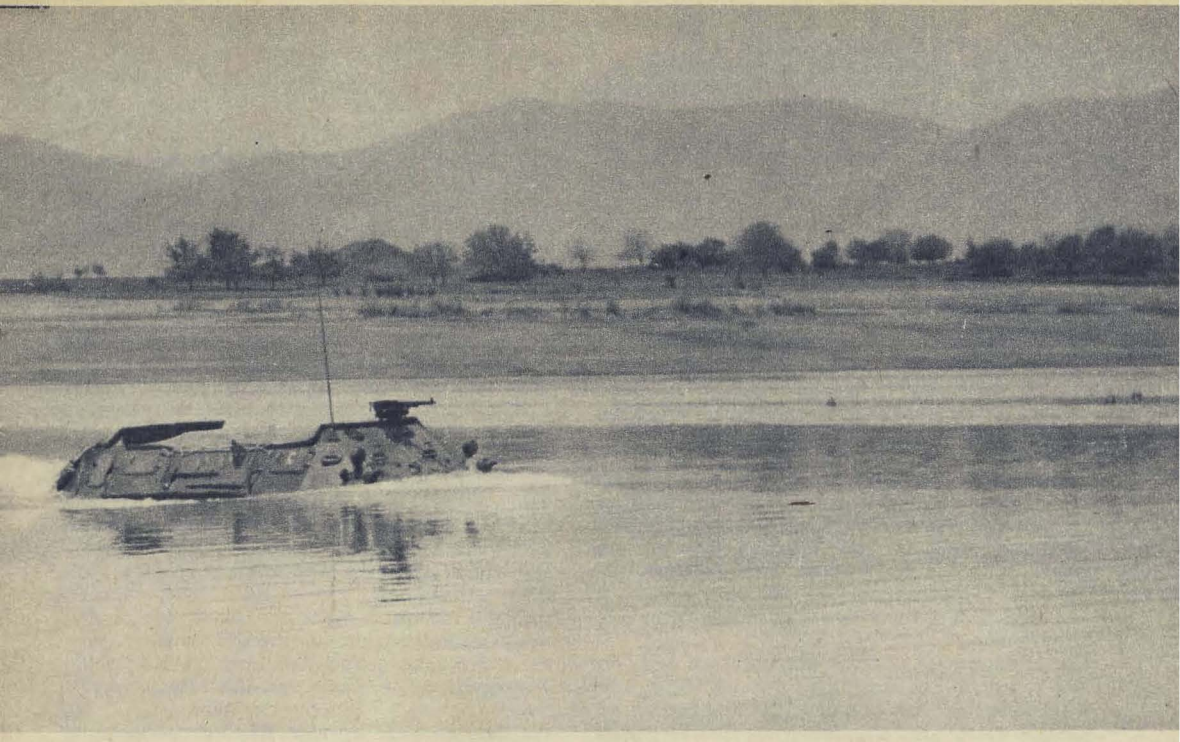
Des Hauptmanns Blicke huschen von Fahrzeug zu Fahrzeug. Seine Stimme klingt ruhiger, lobt hier und da, tadelt kaum; die anfängliche Beklommenheit und die Nervosität weichen.

Da tritt der Regimentskommandeur zu Manow: „Wagen vier ist ausgefallen — Motorschaden."

„Was ist los?" fragt der Hauptmann entgeistert. Er schaut aufs Wasser: Wagen vier tummelt sich eifrig wie die anderen zwischen den Bojen.

Oberstleutnant Ratschew zuckt bedauernd mit den Schultern. „Einlage vom General!" sagt er — und dann, ein wenig ungeduldig: „Also los, handeln Sie schon!"

„Adler vier, stop!" kommandiert Manow auf-



Wie einst die von dem berühmten Dresseur Durow gezähmten Nilpferde folgen die Amphibienfahrzeuge jedem Befehl. Sie preschen auf dem Lande dahin, gleiten geschickt durch das Wasser – und speien darüber hinaus noch Feuer.

geregt. „Schaden durch Feindeinwirkung! Adler drei schleppt Sie ab!“ Wenn das nur gut geht, denkt er dabei. Abschleppen, so mitten im Slalomkurs; das hat es noch nicht gegeben. Hoffentlich kommen die anderen nicht durcheinander. Doch ehe er noch weitere Kommandos geben kann, reagieren die Fahrer bereits. Sie verringern das Tempo, bis der „Ausgefallene“ angehängt ist und befehlsgemäß ausschert; dann lassen ihre Schrauben das Wasser wieder mit voller Kraft aufbrodeln. Mit spielerischer Eleganz drehen sie Achten auf dem See, passieren Wasserpfad auf Wasserpfad und formieren sich zur Gefechtsordnung.

Aufatmend gibt Hauptmann Manow die letzten Befehle dieser Übung. Um den Angriff wird er sich nicht mehr sonderlich zu kümmern brauchen; wenn nicht – eine neue Einlage kommt. Doch General und Regimentskommandeur machen recht zufriedene Gesichter. Sie unterhalten sich angeregt mit den anderen Offizieren, und Oberstleutnant Ratschew spart offensichtlich nicht mit erläuternden Bemerkungen.

Als seine Männer schließlich am jenseitigen Ufer in Stellung gegangen sind, marschiert Manow zu seinem Kommandeur hinüber und meldet: „Übung 11 b ausgeführt. Gestatten Sie, die Lehrvorführung zu beenden?“

Geschafft! denkt er erleichtert, als ihm der General anerkennend die Hand drückt. Keine Einlage mehr. Schnell läuft er zum Fahrzeug zurück, gibt seinen Soldaten den Befehl zum Sammeln. Dann fällt ihm ein, daß es doch schön wäre, einmal zu hören, was die Genossen von der Flotte und von den Luftstreitkräften zur Übung meinen. Er dreht sich um. Doch da setzen sich schon die letzten Kübel in Bewegung. Der „Feldherrnhügel“ ist wieder ebenso leer, wie der „Slalomkurs“.

Außer Nahkampfluken für die MPi-Schützen besitzt der Achtrad-SPW ein schwenkbares sMG. So kann bei Notwendigkeit das Gefecht bereits vom Fahrzeug aus geführt werden.

Ein Regenbogen stand leuchtend am Himmel, als an einem Julitag dieses Jahres Thomas Müntzer gen Mühlhausen zog. Der wenig geneigte Leser mag dies eine Mär nennen, aber dem Thomas Müntzer selbst wäre das nimmer verwunderlich erschienen. Hatte nicht auch am Tage der Schlacht von Frankenhausen ein Regenbogen, sein Wappenzeichen, am Himmel gestanden, ohne daß es vor- oder nachher regnete? Hatten nicht wunderbare Erscheinungen und Träume ihm oft das richtige Tun eingegeben? Wunder allerdings, die dem Menschen das Handeln abnahmen, gab es nicht. Und heuer wollte er gerade wissen, ob sich seine Mühlhäuser an seine letzten Erkenntnisse gehalten hatten: daß da alles Große sollte sein allen gemeinsam; daß da den Fürsten das Schwert genommen werde und gegeben dem einfachen Manne; daß da das Volk regiere in der Stadt, jenes aus den Vorstädten nicht ausgenommen.

Er erstaunte das erste Mal, als er vor der Stadt einen See erblickte, den es einst hier nicht gegeben hatte. Zwei Schwimmbecken gehörten dazu und ein herrliches Terrassencafé. Wie sollte er wissen, daß letzteres erst am 8. Mai dieses Jahres eingeweiht wurde, und das Ganze ein NAW-Objekt war, das heißt in freiwilliger Arbeit oder von den Betrieben über den Plan hinaus geschaffen? Wäre es ein Sonntag gewesen, hätte er auch gesehen, daß in den vielen Booten zumeist Soldaten über das Wasser lustwandelten.

Noch oft entdeckte er seinen Namen. Er fand eine Tafel, wo er gewohnt hatte; es gab da auch eine „Thomas-Müntzer-Schule", eine „Thomas-Müntzer-PGH" und eine „Thomas-Müntzer-Buchhandlung". Nur an der Marienkirche, wo er einst gepredigt hatte, fand er seiner nicht gedacht.

Er schritt über frisch asphaltierte Straßen und ging mitten auf der Steinstraße dahin, in der gerade die Lichtleitungen unter die Erde verlegt und die Bürgersteige verbreitert wurden. Er aber wußte nicht, daß nur in dieser Straße, der Haupteinkaufsstraße, zwischen 11 und 23 Uhr der Durchgangsverkehr gesperrt ist, im übrigen aber im Kreisgebiet die Zahl der Kraftfahrzeuge von 1960 bis zum 1. Mai 1965 von 10 700 auf 17 500 angewachsen ist. Und diese Zahl wird sich bis 1970 voraussichtlich noch einmal verdoppeln!

Die vielen alten Fachwerkhäuser kamen Thomas vertraut vor, und er freute sich darüber, daß die ganze Steinstraße einer Schönheits- und Gesundheitskur unterzogen wurde. Aber er wußte nicht genau, daß über die Hälfte der Wohngebäude der Stadt vor 1900 erbaut wurde, daß bei etwa 70 Prozent der Wohnungen, die vor 1870 entstanden, eine Hauptinstandsetzung nicht mehr vertretbar ist und deshalb im Rathaus schon ein genauer Plan besteht, wie von Jahr zu Jahr alte Häuser durch neue ersetzt werden.

Thomas erblickte auch an mancher Stelle fliegende Verkaufsstellen, die Eier 10 Pfennige billiger als bisher verkauften. Aber er merkte nicht, daß in einer Gaststätte 50 Meter weiter

Was Thomas Müntzer anno 1965 in Mühlhausen sah und nicht sah

„Spieß" voran!

An der Stadtmauer angelangt, gewahrte er neben dem Frauentor ein manngroßes Standbild. Wie verblüfft aber war er, als er darunter seinen Namen entdeckte. Diese Nase, dieser Mund! So hatte er ja nie ausgesehen! Aber es hatte ja einst auch keinen Künstler gegeben, der sein Antlitz für die Nachwelt festgehalten.

In seiner Überraschung hatte Thomas noch gar nicht die verwelkten Kränze bemerkt, über die sich ein älterer Mühlhäuser, Herr Trepper, empörte. „Da hat der Thomas Müntzer sein Haupt hingegeben für die Idee unseres Staates. Mir aber kommt es so vor, als ob er für unseren Staat Wert hat, aber nicht für unsere Stadt." Und er versicherte, dies Wort für Wort dem Bürgermeister schreiben zu wollen. Thomas aber zog in die Stadt, um selbst zu sehen, ob er der Stadt so wenig galt.

die Eierspeisen ausgegangen waren. Der Bürgermeister aber hätte ihm mitteilen können, daß er seit kurzem auch Kontroll-, ja Weisungsbefugnisse für den Handel hat und er diesem Schlendrian zu Leibe rücken werde.

Thomas las schließlich das Schild „VEB Röhrenwerk". Aber wie konnte er wissen, welche Wunder der modernen, elektronischen Technik hier produziert werden, ja, daß Mühlhausen erst in unserem Staat Industriestadt wurde und heute wertvolle Güter in die meisten Länder der Erde schickt. 1962 hatte die Stadt nicht ein Gütezeichen „Q", aber heute sind es genau 100. Das Röhrenwerk aber wurde als bester Betrieb am 8. Mai mit dem Orden „Banner der Arbeit" ausgezeichnet. Thomas erfuhr auch nicht, daß hier Eisenbahner aus Frankreich weilten und die Kulturräume mit den Hotels der Reichen in ihrer Heimat verglichen.

Dann schaute Thomas lange in die Wunderwelt der Schaufenster mit den vielen Dingen, an die man seinerzeit nicht mal im Traume gedacht hatte. Dabei konnte er auch nicht wissen, daß die französischen Besucher ebenfalls vor Erstaunen fast sprachlos waren, weil das reiche Angebot so ganz jenen düsteren Bildern widersprach, die man ihnen in der Heimat gemalt hatte. Und am Tage zuvor hatte eine Aussprache mit westdeutschen Besuchern stattgefunden, in der – so ganz anders als noch vor 4 Jahren – Versorgungsfragen keine Rolle mehr spielten.

Mit wachem Interesse betrachtet Thomas auch in den Schaufenstern der Mohrenapotheke eine Ausstellung über die Metallwerdung des Erzes. Den Bergknappen hatte er sich ja immer besonders verbunden gefühlt. Aber Thomas wußte nicht, daß die Stadt Mühlhausen alljährlich 1,3 Millionen Mark für das Gesundheitswesen aufbringt, und er ahnte auch nicht, daß eben diese Ausstellung ein Teil des Kampfes gegen den Arzneimittelmißbrauch darstellt, den der Rat der Stadt führt.

Dann zog Thomas zum Stadttor hinaus, hin zu jenem Berg, wo die Fürsten ihn einst enthaupten ließen. Den genauen Ort konnte er nicht mehr bestimmen. Heute erhebt sich hier die „Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft Thomas Müntzer". Die große 26klassige polytechnische Oberschule war noch von Baugerüsten umrankt. Und während Thomas das große Gebäude bewunderte, hätte der Bürgermeister, stünde er jetzt neben ihm, schon an die Zukunft gedacht: An den Kindergarten, der unmittelbar daneben entstehen wird, vielleicht auch noch an die neue Kinderkrippe, die noch dieses Jahr das Röhrenwerk erhalten wird; daran, daß bereits jede 9. Familie in Mühlhausen eine Neubauwohnung erhalten hat, aber noch immer viele Bürger ein neues Heim suchen und daß in 5 bis 6 Jahren auch diese Schule schon zu klein sein wird in seinem geburtenfreudigen Mühlhausen.

Vom langen Wandern müde, betrat Thomas den Postkeller, eine gemütliche Bierstube. Hier sah er aktive und ausgediente Soldaten in trauter Runde um einen Tisch, und er hörte, wie sie so manches Geschichtchen zum besten gaben. Er vernahm, daß in dieser Stadt wie anderswo in diesem Staat dem einfachen Manne das Schwert in die Hand gegeben ward und daß von den Soldaten nach ihrem Dienst so mancher in Mühlhausen hängengeblieben war.

Und einer von ihnen erzählte: „Wir hatten mal einen ‚Spieß', der spielte mit einem Kanonenschlag. Der explodierte – und noch heute hat er Flecken um die Ohren."

Aber einer fühlte sich berufen, dem zu widersprechen, und offenbar nicht nur, weil er Spieß hieß: „Der Mann war mein ‚Spieß' und bereits damals über das Regiment hinaus bekannt. Zu uns Unteroffizieren und auch zu den Soldaten hatte er ein gutes Verhältnis, das muß ich sagen, auch wenn ich von ihm meine einzige Strafe bei der Armee erhielt. Und was den Kanonenschlag anbelangt: Bei einer Übung war einer nicht losgegangen; der Gabriel hat selbst Kinder – heute 5 –; er wußte, welche Dummheiten Kinder mit Explosionskörpern anstellen; so ging er hin, um den Kanonenschlag zu vernichten; so war das damals, ich war selbst dabei. Leichtsinn? Vielleicht. Aber Spielerei? Es war echte Sorge."

Da hatte Thomas wieder einmal gesehen, daß man die ganze Wahrheit eben nicht auf einen Blick wahrnehmen konnte, und er zog zum Rathaus, um zu erkundschaften, wie das Leben in Mühlhausen, von dem er schon so manches gesehen hatte, von den Stadtvätern gelenkt und geleitet wird.

Wäre er als Mensch von Fleisch und Blut vom Bürgermeister empfangen worden, er wäre von dem kräftigen Händedruck ins Bürgermeisterzimmer hineingeflogen. So aber konnte er unbemerkt dem Bürgermeister über die Schul-

ter schauen. Das erste, was ihm auffiel, waren kleine schwache Flecke um dessen Ohren, und da kam ihm auch schon die Erleuchtung: Der ehemalige „Spieß" Gabriel und der Bürgermeister waren ein und dieselbe Person. Und hätte Thomas gewußt, daß dieser Ratsherr einst Prothesenmechaniker war und heute ein Fernstudium für Klubleiter absolviert, so wäre seine Hochachtung noch größer gewesen.

Dem Bürgermeister lag grad ein Schreiben zur Unterschrift vor, dessen letzter Satz lautete: „. . . hiermit betrachten wir Ihre Angelegenheit als erledigt." Am nächsten Tag wird er seinen Mitarbeitern erklären: „Einen solchen Brief unterschreibe ich nicht. Unsere Bürger haben Wünsche, die wir erfüllen müssen, oder, wie bei diesem Wohnungsgesuch, leider noch nicht erfüllen können. Aber das ist dann eine lebendige Sorge und keine tote Angelegenheit." Das alles wird der Bürgermeister aber erst am nächsten Tag erklären, denn jetzt warten die Vertreter der Parteien auf ihn. Und Thomas sitzt dabei, wie er anno 1525 bei mancher Ratssitzung Zuhörer gewesen war, 10 Meter weiter nur, in dem alten Rathaussaal, der seit einem Vierteljahr Ehrengästen vorbehalten ist.

Es geht um die Wahlen bei dieser Zusammenkunft. 17 Wahlkreise an Stelle von 4 sollen gebildet werden, damit Wähler und Abgeordneter noch engeren Kontakt schließen. 66 Kandidaten sollen für die 55 Mandate aufgestellt werden. Der Rat hat auch einen Vorschlag über die Zusammensetzung unterbreitet: 23 Arbeiter, 23 Angestellte, 5 Lehrer, ein Vertreter eines halbstaatlichen Betriebes, 5 Handwerker, und von der technischen Intelligenz nach Möglichkeit auch einen Baufachmann für die ständige Kommission Bauwesen. Insgesamt sollen auch mindestens 10 Prozent Jugendliche und 30 Prozent Frauen dabeisein. Aber es sollen ja auch gleichzeitig die besten, aktivsten Bürger sein! Und so kommt es zu kameradschaftlichen Diskussionen, nicht über diese Grundzahlen, sondern darüber, welche Partei welchen Kandidaten aufstellt. Da schlägt die CDU für die Abgeordnete Wilhelm, die überlastet ist, eine andere Frau vor. Der Bürgermeister bedauert: „Schade, sie war auf dem Plenum immer besonders aktiv." Da hat die NDPD keinen Baufachmann, den sie als Abgeordneten vorschlagen möchte, und man überlegt, wer hier einen Kandidaten stellen kann, der nicht nur Fachmann, sondern auch würdig und aktiv ist.

Und dann eilt man auch schon auseinander – zur nächsten Arbeit und dann nach Haus, um ein weißes Hemd und eine Krawatte anzulegen; denn an diesem Tag feiert in Mühlhausen der demokratische Block seinen 20. Jahrestag. Und als dann nach den offiziellen Reden die Weingläser aneinanderstoßen, sieht Thomas auch an den Gesprächen, den Anreden, den Scherzen, daß hier nicht leere, offizielle Höflichkeit, sondern Herzlichkeit und Harmonie regieren. Und während die meisten noch feiern und mit Taschentuch und kühlem Wein die Hitze dieses heißen Sommertages bekämpfen, bricht der Bürgermeister bereits auf; denn für ihn ist auch an diesem Nachmittag der Arbeitstag noch nicht beendet . . .

Über eine Wiese tollen Kinder und fangen in Tüten und Gläser Junikäfer. So wollen sie auch in jenem Bau herumtollen, der auf der gleichen Wiese steht. Noch ist er unvollendet – und um dieses „noch" geht es an diesem Abend auf der Einwohnerversammlung in der Sachsensiedlung. Auch dieser Kindergarten ist ein NAW-Projekt, d. h., er wird über den Plan hinaus gebaut. Der Bürgermeister legt klare Zahlen auf den Tisch. Noch in diesem Jahr, wahrscheinlich schon zur Wahl, ist der Kindergarten fertig!

Dann haben die Siedler noch eine Sorge: ihre Straßen. Als sie so um das Jahr 1930 siedelten, schrieben sie an die Stadt: „Gebt uns nur das Land zum Siedeln, auf Gas und Straßenbeleuchtung und befestigte Straßen verzichten wir." Heute verlangen sie von ihrem Bürgermeister befestigte Straßen. Der aber malt ihnen keine Wunschbilder: „Eines der wichtigsten Vorhaben in Mühlhausen ist ein neues Klärwerk, ein Millionenobjekt; denn das alte ist bereits voll ausgelastet; in drei oder vier Jahren fangen wir damit an; eher können wir bei euch auch keine befestigten Straßen bauen; jetzt eine feste Straßendecke legen und dann wieder aufreißen, das kann ich und kein anderer verantworten."

Das sind keine leeren Versprechungen, ja für manchen vielleicht sogar ein bitterer Wein. Aber es ist ein klarer Wein. Und eine junge Frau spricht den meisten aus dem Herzen: „Da sagt der Bürgermeister ganz offen: Erst in drei oder vier Jahren. Und weil er nicht sagt, schon im nächsten Jahr und also keine leeren Versprechungen macht, habe ich auch das feste Vertrauen, daß etwas geschehen wird." Während der Bürgermeister nach Haus fährt und im ersten Stock ins Bett steigt, in einem Gebäude, wo zu ebener Erde ein Hallenschwimmbad sich befindet, das erst 1962 fertiggestellt wurde, wandert Thomas noch einmal durch die Stadt. Er wirft auch noch einen Blick ins Jugendcafé. Ein paar Burschen nur sitzen an diesem Wochentag darin, und sie haben Humor: denn auf der Music-box läuft gerade der Schlager: „Für mich sind all die Mädchen hier das Lebenselixier." Für die Stadt aber, das weiß Thomas, ist das Lebenselixier, daß das Volk heute in Mühlhausen regiert, daß all das Große allen gemein ist, daß die verschiedenen Parteien nicht im Hader gegeneinander liegen, sondern unter Führung der Arbeiter miteinander gehen. Und als er am Frauentor die Stadt verläßt, freut er sich auch, daß sie ihm dort in Stein ein Schwert in die Hand gegeben haben und folglich wissen, daß sie den scheinheiligen Feinden des Volkes nicht trauen dürfen. Und dann bemerkt er auch, daß die verwelkten Kränze zu seinen Füßen bereits verschwunden sind, und er weiß, daß es mit Initiative in den großen und kleinen Dingen überall vorangeht, obwohl, so denkt er mit Hochachtung vor dem schlafenden Bürgermeister, es bei den kleinen Dingen ja nicht immer der Bürgermeister sein muß, der da helfen soll.

Wahlgespräche „Natürlich komme ich mit zur Vorstellung der Kandidaten. Ich hab' doch mit Helmut auch nicht den ersten besten gewählt."

1000,00 MDN
Preis ausschreiben

Hauptgewinn	500 MDN
ferner 4mal	50 MDN
5mal	20 MDN
20mal	10 MDN
an 30 Gewinner	1000 MDN

Spieler des ASK aus anderer Sicht

Es ist eine altbekannte Tatsache: Alter Lorbeer zählt nicht, jeder muß sich neu bewähren. So natürlich auch der Deutsche Fußballmeister 1965, der ASK Vorwärts Berlin. Wir wollen auch durchaus keinen neuen Lorbeer verteilen, aber vielleicht ist es für unsere Leser interessant, wenn wir einmal einige Spieler des ASK aus anderer Sicht vorstellen, nämlich aus der Sicht ihrer Ehefrauen bzw. in einem Fall aus der Sicht der Mutter. Ihre Aufgabe, liebe Leser, soll es sein, zu erraten, um welche Spieler es sich handelt. Die Zahl der Punkte hinter den Vornamen gibt die Buchstabenzahl des Familiennamens an. Schreiben Sie also die fünf Namen unter der jeweiligen Nummer auf eine Postkarte und senden Sie diese bis zum 5. 10. 1965 (Datum des Poststempels) an

Redaktion „Armee-Rundschau"
1018 Berlin 18,
Postschließfach 7986
Kennwort: 1000-MDN-Preisausschreiben

Übrigens erhält jeder 50. Einsender zusätzlich von einem der zu erratenden ASK-Spieler ein Foto mit Autogramm.

Die Gewinner werden – wie immer – unter Ausschluß des Rechtsweges durch das Los ermittelt.

2. Annelies über Werner . . . . .

Wenn er nun auch schon 34 Jahre alt ist und damit der Älteste der Mannschaft, vom Fußball ist er noch immer so besessen wie als 10jähriger Junge oder als 20jähriger Jüngling. Ein ganzes Stück der Welt hat er durch den Fußball schon gesehen. Besonders kommt er ins Schwärmen, wenn wir uns seine Dias von den Olympischen Spielen aus Tokio ansehen.

1. Inge über Dieter . . . . . ▶

Früher hat man ihm oft vorgeworfen, er spiele als Verteidiger zu risikovoll, aber ich glaube, seine 27 Länderspiele beweisen, daß er trotzdem sehr erfolgreich spielen kann. Leider bleibt bei der großen Beanspruchung durch den Sport nicht viel Zeit für die Familie, was natürlich besonders unsere drei Kinder sehr bedauern. Ist er dann wirklich mal zu Hause, sitzt er viel über den Büchern für sein Trainerfernstudium.

3. Hilde über Hans .....

Mannschaftskapitän ist er – so hoffe ich – nicht nur, weil er der Größte in der Mannschaft ist. Als Läufer hat er schon viele Tore durch Straf- und Freistöße erzielt. Daß unser dreijähriger Sohn Karsten vorläufig sehr entschieden feststellt: „Ich werde kein Fußballer! Ich spiele einmal Volleyball wie Mutti!", schmeckt unserem Vati natürlich nicht besonders. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

5. Lucie über Jürgen .....

Als Mutter ist man natürlich ein bißchen stolz, wenn der Sohn solch schöne Erfolge im Sport erringt, und auch sein Vater, der von den Nazis hingerichtet wurde und dessen Namen heute ein Platz und eine Straße in Berlin tragen, würde sich sehr über seinen Jungen freuen. Selbstverständlich geht im Sport nicht immer alles glatt. Trainer Soos hat manchmal seine Sorgen mit ihm, z. B. wenn er als Halbstürmer im Spiel zu wenig läuft oder wenn er aus dem Urlaub ein paar Pfund zu viel auf den Hüften mitbringt.

4. Helga über Gerhard ....

Zwar nennen ihn seine Mannschaftskameraden „Riese", der Größte ist er aber nicht gerade. Trotzdem hat er in den 12 Jahren, die er nun schon zur Mannschaft gehört, einige hundert Tore geschossen, und auch in der vergangenen Saison war er wieder der beste ASK-Schütze. Wenn er zu Hause ist, geht er gern mit unserer Tochter Gabi im Straussee baden, oder er spielt mit unserem kleinen Nachbarsjungen Franki, der mal ein großer Fußballer werden will.

Auflösung Nr. 7/1965
1000–MDN–Preisausschreiben

Die Lösung lautete: B) 7,9 km/sec; A) einen Kosmonauten; C) Alexei Leonow.

500,– MDN:

Gefreiter Lothar Wehran, Telstungen.

Je 50,– MDN:

Uffz. d. R. Erhard Bergmann, Zwickau; Elfriede Radelski, Zerbst; Hans Joachim Gläser, Brandenburg; Uffz. Lothar Menge, Hohen Neuendorf.

Je 20,– MDN:

Käthe Köder, Lauta-Dorf; Soldat Werner Engelhardt, Berlin-Treptow; Brigitte Ruth, Stegelitz; Uffz. Peter Grosse, Telstungen; Jürgen Günther, Gornsdorf.

Je 10,– MDN:

Helga Glaser, Berlin; Stabsmatrose Harry Behrens, Weferlingen; Christa Martin, Rudolstadt; Wolfgang Mager, Heiligenstadt; Jürgen Leopold, Rostock; Gisela Kerkow, Nauen; Erich Pernau, Potsdam; Manfred Blechschmidt, Mülsen St. Niclas; Jutta Heinemann, Dessau-Süd; Gefr. Kurt Franke, Erfurt; Ralf Hill, Georgenthal; Offz.-Sch. Jasper, Plauen; Obltn. H. Laganski, Torgelow; Manfred Quägber, Karpin; Ekkehart Spitzner, Plauen; Elfriede Jaeger, Heudeber; Heinz Thoma, Bleicherode; Gerhard Marktscheffel, Sömmerda; Joachim Hartmann, Riesa; Uffz. Volker Lüdeke, Kamenz.

Unternehmen ELSTER

Spionageerzählung von J. C. Schwarz

An einem schönen Märztag des Jahres 1956 wird der Zuchthäusler Erich Gimpel dem Richter in Washington vorgeführt.

„Sie sind Erich Gimpel?"

„Ja, Sir."

„Sie wurden verurteilt wegen Spionage gegen die Vereinigten Staaten, das ist keine Kleinigkeit. Eigentlich sollten Sie gehängt werden, so lautete der Gerichtsbeschluß. Sie wurden aber zweimal begnadigt, einmal zu lebenslänglichem Zuchthaus und dann zu 30 Jahren. Sie haben das dem Präsidenten Truman und seiner großen Güte zu verdanken. Wissen Sie das?"

„Ja, Sir."

„Wenn wir Sie nach Deutschland zurückschaffen ließen, würden Sie nach dem Osten oder nach dem Westen gehen?"

„Nach dem Westen, Sir."

„Well, ich will sehen, was ich für Sie tun kann." Gimpel weiß es noch nicht, daß er einen mächtigen Freund und Fürsprecher in Huntsville in den Südstaaten hat. Vier Wochen nach diesem Gespräch mit dem Washingtoner Richter geht das Schiff, das ihn nach Deutschland zurückbringt, in Bremerhaven vor Anker. Als Spätheimkehrer wird er mit Pomp empfangen und finanziell großzügig unterstützt. Er beginnt sofort, seine Memoiren zu schreiben, die noch im selben Jahr ein Münchener Verlag herausbringt.

In der Nacht vom 29. zum 30. November 1944 sitzen zwei Männer in einem Schlauchboot vor der Ostküste der Vereinigten Staaten und rudern aus Leibeskräften. Es ist dunkel, der Himmel ist mit Wolken verhangen, kein Stern läßt sich blicken. Bis zum letzten Augenblick fürchteten sie die amerikanischen Radar-Geräte, aber die Bedienungsmannschaften der elektronischen Küstenschutzstationen scheinen zu schlafen. Anders ist es nicht zu erklären, daß die Annäherung des deutschen Großraum-U-Bootes U 1230 unbemerkt blieb.

Erst jetzt, nachdem das deutsche U-Boot hinter ihnen weggetaucht ist und sie allein sind, fühlen die Männer die ganze Schwere des Abenteuers, das nun beginnt. Sie sind allein und auf sich angewiesen. Es wird Zeit, zu vergessen, daß sie Deutsch können, und sich auf das gute Amerikanisch aus der Zeit, als sie noch Amerikaner waren, zu besinnen. In Bad Wiessee, der Agen-

tenschule des SD, haben sie das geübt; sie wurden nachts mit Schlägen und Fußtritten aus dem Schlaf geweckt und mußten zeigen, daß sie in überraschenden Situationen nicht plötzlich Deutsch zu sprechen anfangen und sich dadurch verraten.

Sie rudern und rudern, der Schweiß läuft ihnen über die Stirn. Nur langsam kommt der schwarze Uferstreifen näher, auf den sie Kurs nehmen. Wenn die Landung glückt, werden sie im amerikanischen Leben untertauchen wie das deutsche U-Boot U 1230 im Ozean. Sie kennen sich aus in Amerika. Die gefälschten Papiere des einen lauten auf den Namen des Captain Edward Green aus Bridgeport/Connecticut, aber er heißt in Wirklichkeit Erich Gimpel, ist Rundfunkingenieur und steht seit 1935 im Dienst der Nazispionage auf dem amerikanischen Kontinent. Eines Tages kamen ihm die amerikanischen Sicherheitsleute auf die Spur und sorgten dafür, daß er Fersengeld zahlen mußte. Er floh nach Deutschland zurück und wurde nun in der geheimdienstlichen Wissenschaft weiter ausgebildet, im Stehlen, Schießen, Knacken von Tresoren, im Funkleitverfahren und in der Radartechnik. Der zweite im Schlauchboot heißt William Curtis Colepough, es ist ein amerikanischer Faschist, den man in Agentenkreisen „Billy" nennt. Als Fähnrich verließ er die USA-Marine und trieb seitdem für den Nazikonsul in Boston, Dr. Scholz, Spionage. Diesen amerikanischen Seelenfreund holten sich die Nazis über Argentinien nach Berlin und bestimmten ihn zusammen mit Erich Gimpel für einen der gefährlichsten Einsätze des himmlerschen Sicherheitsdienstes.

1942 war ein ähnlicher Versuch, deutsche Agenten mit einem U-Boot an der Ostküste Amerikas abzusetzen, gründlich fehlgeschlagen. Damals hatte sich der Hauptakteur, ein gewisser John Dasch, sofort nach seiner Landung dem FBI gestellt, in der Hoffnung, belohnt zu werden. Statt der Belohnung bekam er lebenslänglich Zuchthaus, während seine Komplicen auf dem elektrischen Stuhl endeten. Aber auch ohne die Verräterei des John Dasch wäre das „Unternehmen Pastorius" bald aufgeflogen, denn man machte Fehler bei der Landung und hinterließ Spuren, die von der Küstenwache bald gefunden wurden.

Aus dem Fehlschlag dieses Unternehmens hatte man gelernt. Man ging diesmal vorsichtiger zu Werke. Die Ventile des Schlauchbootes wurden von den beiden Männern, nachdem sie auf seichtem Grund ausgestiegen waren und ihre Koffer ins Trockene gebracht hatten, geöffnet und das langsam sinkende Boot in die Brandung hinausgeschickt. Dann traten Gimpel und Colepough ungestört den Weg ins Innere des Landes an, jeder mit seinem präparierten Spezialkoffer, der im Doppelboden 60 000 Dollar, Diamanten ermordeter Juden im Werte von 100 000 Dollar, Mikrospionagekameras, Geheimtinte und Spezialfunkgeräte enthielt. Ihre Kleidung war sorgfältig der Kleidung moderner Amerikaner nachgebildet. Die Pastorius-Leute hatten die Aluminium erzeugenden Betriebe der USA in die Luft sprengen sollen, um den Flugzeugbau zu stören. Die beiden Männer des Himmler-Unternehmens haben ungleich delikatere Aufgaben und sind daher sorgfältiger gewählt und ausgebildet.

Es hat gerade um diese Zeit ein Mann Sorgen, das seinem Führer gegebene Versprechen einzulösen: Eine Tod und Verderben bringende Superrakete soll auf New York losgelassen werden. Es ist derselbe Mann, der schon ein halbes Jahr später erklären sollte, daß die amerikanische Demokratie seinen Lebensauffassungen am meisten entspreche. Es ist nämlich der von

Illustrationen: Karl Fischer

der Reichswehr zum Doktor, von Hitler zum Professor ernannte blaublütige Freiherr Wernher von Braun. Der SS-Obersturmbannführer der Physik hatte sich etwas Glänzendes ausgedacht: Die tonnenschweren „Grüße" an das „ihm am meisten entsprechende Lebensmilieu" sollten nicht vom Start, sondern vom Ziel gelenkt werden, und zwar mittels eines durch einen Spion in New York betätigten elektronischen Steuergerätes, das wie ein Magnet auf die Rakete wirken sollte. Diesen Beweis aufopferungsbereiter Freundschaft mit dem späteren „Partner in Übersee" sollten die beiden Männer des himmlerschen Unternehmens „Elster" erbringen.
Ein Name, den man sinniger nicht hätte wählen können, denn die Elster gilt bekanntlich als Vogel zweifelhafter Moral.

Erich Gimpel lebte vier Wochen lang nicht schlecht. Warum sollte er auch nicht? Er hatte Geld, das im Westen die Welt regiert. Er sah smart aus und sportlich wie irgendein junger Amerikaner. Er wohnte im Zimmer 1559 des „Pennsylvania-Hotels" in der City von New York. Bisher hatte alles geklappt, sie waren an der amerikanischen Marine und am amerikanischen Küstenschutz vorbei gelandet, und der amerikanische geheime Abwehrdienst hatte keine Ahnung von ihrer Existenz. Es gab keinerlei Anzeichen, daß irgend etwas schiefgehen würde. Gimpel hatte in seinem Hotelzimmer alles so eingerichtet, daß weder dem Stubenmädchen noch dem Kellner etwas Verdächtiges auffallen konnte. Sobald er sicher war, daß ihn niemand störte, baute er sein Gerät auf und lauschte auf das verabredete Zeichen, aber in dem fraglichen Wellenbereich und zu der jeweils festgesetzten Stunde blieb alles still, er konnte die Verbindung nicht herstellen. Natürlich hatte er allen Grund, sich Sorgen zu machen. Die Sowjetarmee stand an der deutschen Grenze, und keine Macht der Welt war imstande, zu verhindern, daß sie die Grenze überschritt. Die Amerikaner und Engländer drängten von Westen und Süden her, und obwohl geheime Unterhändler der Nazis mehrmals versucht hatten, dem Westen einen antikommunistischen Separatfrieden anzubieten, zog sich die Schlinge um Nazideutschland immer enger zu. Von einem Separatfrieden mit dem Westen konnte keine Rede sein, selbst dann nicht, als man den Westmächten vorschlug, gemeinsam mit Hitlerdeutschland gegen die Sowjetunion vorzugehen. Jetzt sollten, der Nazi-Mentalität entsprechend,

Gimpel und Colepough Brauns Superrakete A 9/A 10 nach New York dirigieren, um die Amerikaner einzuschüchtern und sie zu dem Separatfrieden, den sie freiwillig nicht geben wollten, zu zwingen. So jedenfalls sah die Politik im kranken Gehirn des „Führers" aus. Sprengen, Strafen, Schießen waren die Vokabeln, die er am meisten benutzte. Wenn das A 9/A 10-Projekt Brauns, das letzte Wunder, an das sich Hitler klammerte, gelingen und der 100 Tonnen schwere Koloß wie vorgesehen in 35 Minuten eine Tonne Sprengstoff in die 8-Millionen-Stadt New York tragen würde, um mit einem Schlage das Leben Hunderter von Menschen auszulöschen, dann konnten nach Hitlers Meinung den Vereinigten Staaten Friedensbedingungen diktiert werden.

Aber SS-Obersturmbannführer von Braun, dessen Lebensmilieu in Wirklichkeit nicht die amerikanische Demokratie, sondern der deutsche nationalistische Feudaladel war und der es seinem Vater zu verdanken hatte, daß er nach sechs Semestern Maschinenbau- und Physikstudium in Berlin und Zürich zu einem äußerst fragwürdigen und reichswehrgeheimen Promotionsverfahren zugelassen wurde, hatte Pech mit seinen Raketen. Die erste A 9/A 10, die Gimpel und Colepough auf sich lenken sollten, wobei genug Zeit vorgesehen war, damit sie sich selbst in Sicherheit bringen konnten, erwies sich als Fehlkonstruktion und explodierte kurz nach dem Start. Deshalb bekam Gimpel in seinem Zimmer im „Pennsylvania-Hotel" zunächst keine Antwort auf seine Funkrufe.

Schließlich aber gelang es ihm doch, Funkkontakt mit deutschen Stellen zu bekommen. Täglich wechselnde Bände einer in New York leicht zu beschaffenden Shakespeare-Ausgabe dienten als Chiffrierschlüssel. Von der A 9/A 10 konnte vorläufig keine Rede sein. Aber es gab andere interessante Nachrichten. Im Hafen von New York verluden die Amerikaner täglich Soldaten, Fahrzeuge, Panzer, Kanonen. Die Amerikaner sahen zu, unter ihnen auch der „Amerikaner" Gimpel. Er zählte alles, was verladen wurde, notierte es in seinem Kopf und sandte die Zahlen per Funk von seinem Zimmer aus, mit den Worten Shakespeares.

Weihnachten 1944 kam. In New York war vom Krieg nicht viel zu merken, man kannte weder Verdunkelung noch irgendeine Einschränkung auf dem Gebiet der Konsumgüter. Gimpel ließ es sich gut gehen und dachte nicht viel darüber nach, warum er seit Tagen Colepough nicht mehr sah, der aus Sicherheitsgründen in einem anderen Hotel Quartier genommen hatte. Das Geld, das die Welt regiert, hatte Gimpel sogar eine nette Damenbekanntschaft machen lassen, die ihm die Abende versüßen half. Er malte sich schon aus, wie er sie am Tage X aus dem Bereich der braunschen Rakete entführen und wie sie ihm danken würde, daß er ihr das Leben gerettet hatte. Kurz vor Jahreswechsel, als die New-Yorker ihre Silvesterfeier vorbereiteten, ohne zu ahnen, was das zukünftige Raketen-Genie der Vereinigten Staaten drüben auf dem nazibesetzten europäischen Festland zu ihrer Vernichtung ausheckte, ging Gimpel am Times Square an einen Zeitungskiosk heran und verlangte zwei Wochenmagazine und eine südamerikanische Zeitung. Er wollte sich über die Lage in Europa informieren. Auf seinen Dollar bekam er 25 Cent zurück. Als er den obersten Knopf seines Mantels öffnete, um das Kleingeld, wie es seine Gewohnheit war, in die Jackentasche zu befördern, denn er benutzte niemals ein Portemonnaie, legte jemand die Hand auf seine Schulter.

Colepough hatte acht Tage zuvor einen alten Bekannten namens Warrens getroffen und mit ihm bei einem Gläschen Whisky Wiedersehen gefeiert. Obwohl es Aufgabe der Spione ist, alte Bekanntschaften aufzufrischen und neue zu machen, um Verbindungen herzustellen, die sich als wertvoll erweisen können, birgt diese Art der spionierenden Geselligkeit für sie selbst die größten Gefahren, wenn sie nicht klug genug vorgehen. Colepough war entzückt, zu erfahren, daß Warrens jetzt in einer Schlüsselposition der Rüstungsindustrie saß. Aus dem einen Gläschen Whisky wurden zehn. Tief sah Colepough in die Augen seines Freundes

Warrens, es schien ihm jetzt leicht, Warrens für die Nazispionage zu gewinnen, schon aus alter Freundschaft und Liebe, die man unter Alkoholwirkung immer überschätzt.

„Mensch, Tom, ein Kerl wie du", sagte er. „Du hast es nötig, bescheiden zu leben! Bei deinen Fähigkeiten! Ich weiß ein Geschäft für dich. Ich kenne einen amerikanischen Kaufmann, der sich für Nachrichten aus der Rüstungsindustrie interessiert und dafür viel Geld zu zahlen bereit ist, weil er selbst an das Rüstungsgeschäft heran will. Ich verlange nichts für mich. Ich vermittle aus reiner Freundschaft. Ich frage ihn, was er wissen will, und du beantwortest die Fragen. Dafür bekommst du viel Geld und kannst dir bald ein Häuschen und einen Wagen kaufen." Aber Warrens ist überzeugter Antifaschist, er kämpft gegen die Faschisten in Amerika und Europa. Er erinnert sich, daß Colepough, sein alter Bekannter, schon früher faschistischen Ideen huldigte und alle Farbigen in Amerika umbringen wollte. Zum Schein fragt er: „Ich bin nicht abgeneigt. Ist dein Kaufmann zufällig ein Deutscher?" „Quatsch, Unsinn, wie kommst du auf diese Idee?"

Warrens merkt etwas. Er bestellt weiter Whisky. Nach dem 15. Glas fängt Colepough an zu jammern.

„Ach, Tom, eigentlich bin ich Amerikaner. Aber ich bin ein großes Schwein. Wußtest du, daß ich ein Schwein bin?"

Warrens wußte es, aber er sagt es nicht, daß er es weiß.

„Du gibst also zu, daß dein Kaufmann ein Deutscher ist?"

„Und wenn es so wäre, Tom? Was würdest du tun? Du würdest mich doch nicht anzeigen, nicht wahr? Ich fühle mich hundeelend, Tom. Ich bin ein Schwein."

Warrens geht am nächsten Tag zum New Yorker FBI-Büro in der Lafayettestraße. Man will ihm nicht glauben. Der Krieg ist ja schon so gut wie zu Ende. Was soll ein Naziagent Ende 1944 in Amerika? Aber Warrens drängt und ist auch bereit, die rechtlichen Folgen zu übernehmen, falls er einen Unschuldigen verdächtigt hat. Sie verhaften Colepough bei seiner nächsten Zusammenkunft mit Warrens. Um sein Leben zu retten, erzählt Colepough die ganze Geschichte und bittet die Beamten, Gimpel zu verhaften, bevor ein Unglück geschieht. Aber er weiß nicht, wo Gimpel wohnt. Sie haben aus Sicherheitsgründen vereinbart, sich gegenseitig nicht ihre Adressen zu geben, sie trafen sich an neutralen Orten. Mehr als eine genaue Personenbeschreibung kann Colepough nicht geben. Nach Gewohnheiten Gimpels befragt, fällt ihm ein, daß Gimpel kein Portemonnaie benutzt und das Geld lose in der Tasche bei sich trägt. Er liebt es, wenn die Münzen in seiner Tasche klappern.

Die FBI-Leute kommen zu folgender Überlegung. Man kann nicht sämtliche Geschäfte und Lokale New Yorks überwachen, ob ein Mann etwas bezahlt, der wie Gimpel aussieht und das Geld lose in der Tasche hat. Aber es ist klar, daß Gimpel versuchen wird, in diesen Tagen, kurz vor Silvester, amerikanische Zeitungen zu erstehen, um zu erfahren, wie die Lage an der Front ist. Ein Heer von Polizisten, Beamte in Uniform und Zivil, werden eingesetzt, um sämtliche Zeitungskioske, Zeitungsverkaufsstellen und herumwandernde Zeitungsverkäufer zu beobachten. Irgendwo muß Gimpel jetzt versuchen, eine oder mehrere Zeitungen zu kaufen.

Am Times Square, im Zentrum New Yorks, steht ein Zeitungskiosk. Der Besitzer des Kiosks weiß Bescheid. In der Nähe hält sich ein FBI-Mann auf. Ein paar Tage lang geschieht nichts. Man muß Geduld haben. Dann ist es soweit. Gimpel kauft eine Zeitung.

Präsident Franklin Delano Roosevelt erfährt von dem Fall und veranlaßt das sofortige Zusammentreten eines Kriegsgerichts. Beide Nazispione werden zum Tode verurteilt. „To be hanged by the neck until dead", auf deutsch: „Sie sind am Genick aufzuhängen bis zum Eintritt des Todes." Nicht einmal die Exekution durch den elektrischen Stuhl wird ihnen bewilligt. Das Urteil an Colepough wird sofort vollstreckt.

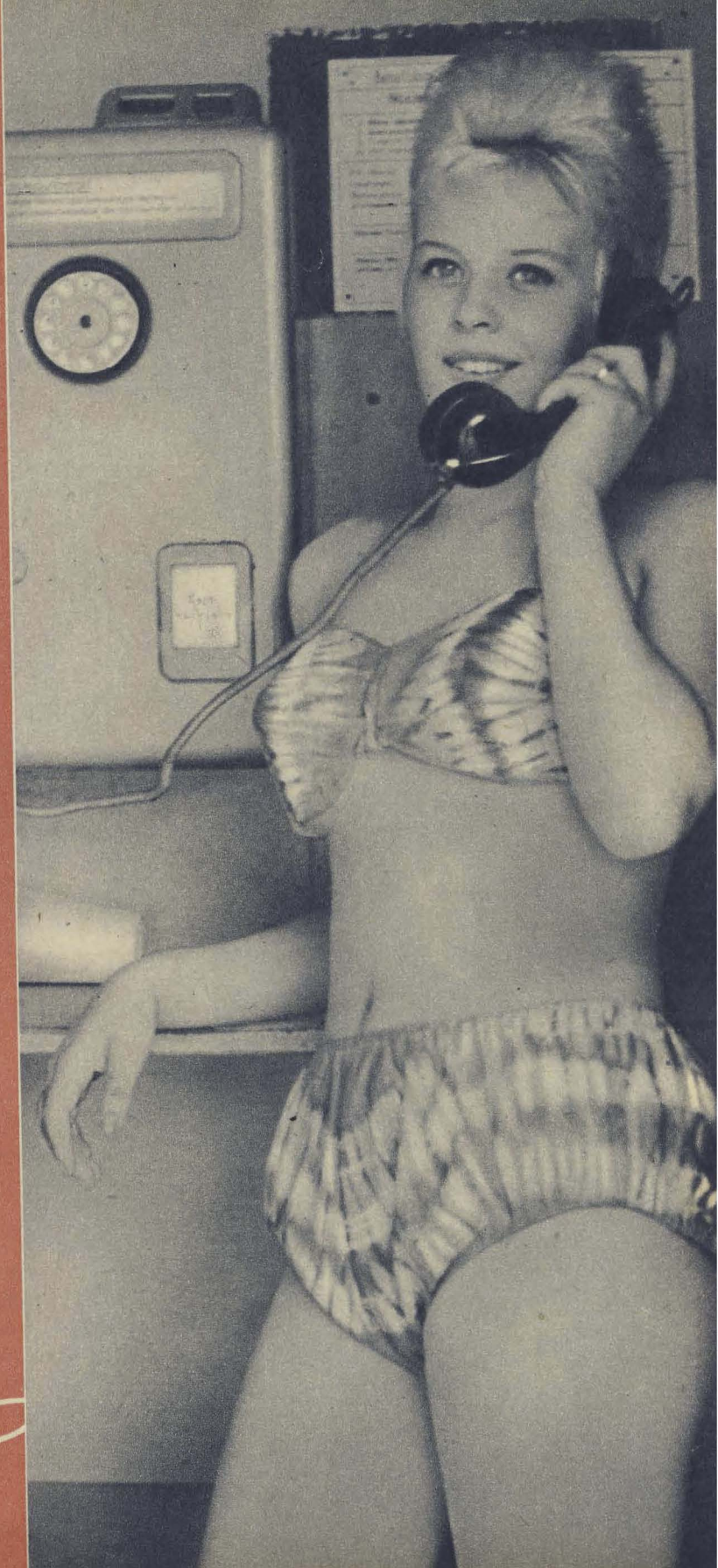
Merkwürdigerweise aber bleibt Gimpel einige Monate in der Todeszelle, bis Roosevelt stirbt und Truman Präsident wird. Eine der ersten Amtshandlungen des neuen Präsidenten ist, Gimpels Todesurteil in lebenslängliches Zuchthaus umzuwandeln. Später wird auch diese Strafe auf 30 Jahre Zuchthaus reduziert.

1956 ist es dann soweit, daß der braune Agent Gimpel in die braune „Freiheit" Westdeutschlands zurückgeschafft wird. Es ist nämlich um diese Zeit in Huntsville am Tennessee, im Süden der Vereinigten Staaten, der vor nunmehr 11 Jahren zu den Amerikanern übergegangene und von den Amerikanern wie ein Halbgott verehrte Raketenforscher von Braun, und er hat der Regierung einen Wink gegeben, daß immer noch ein Mitarbeiter von ihm im Fort Jay schmachtet, nämlich Erich Gimpel.

Die einfachen Amerikaner heutzutage wissen nicht, daß nicht alle Raketen Brauns so versagten wie die für New York bestimmten und daß 13 000 Menschen der von Braun so hochgeschätzten westlichen Demokratie in Belgien und England 1944 von seinen Raketen umgebracht wurden. Das ist das sorgfältig gehütete „Geheimnis" der amerikanischen Raketenindustrie in Huntsville. Er griff nicht „nach den Sternen", wie ein amerikanischer Propagandafilm heute von ihm behauptet, er griff nach dem Leben der Menschen. Deshalb konnte Gimpel 1956 heimkehren, weil der Mann, der ihn zu seinen verbrecherischen Aufgaben vor 12 Jahren ausgeschickt hatte, nicht als Kriegsverbrecher seiner gerechten Bestrafung zugeführt wurde, sondern der erklärte Held und Liebling Amerikas ist, denn jetzt macht er seine Raketen gegen den Sozialismus startklar.

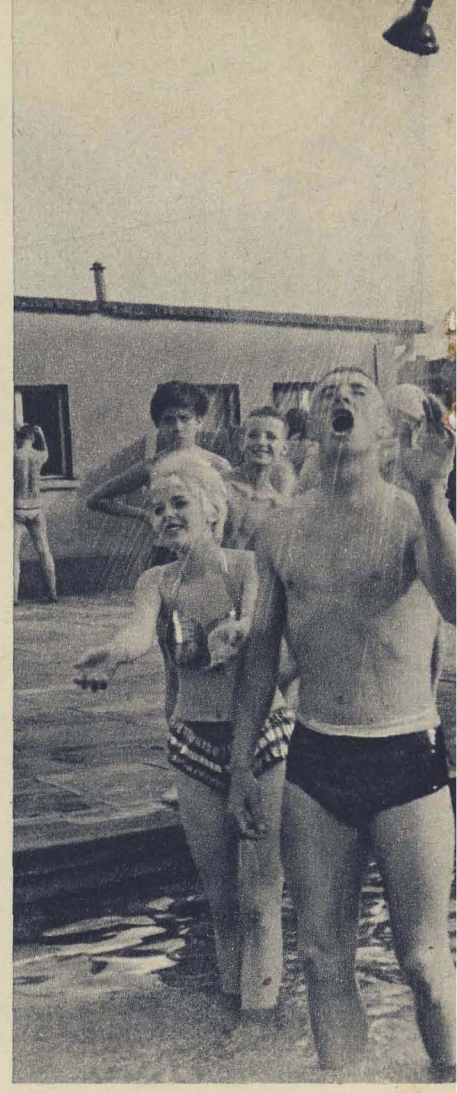
Wasserflut und Liebesglut

Hallo, hallo,
lieber Peer,
schnapp dir deine
Badebüxe!
Dich erwartet
hier schon sehr
deine kleine Badenixe!



Eilmarschschnell
sieht man den Guten
in die Badeanstalt
traben,
um sich hier
in kühlen Fluten
und an ihrem Mund
zu laben.

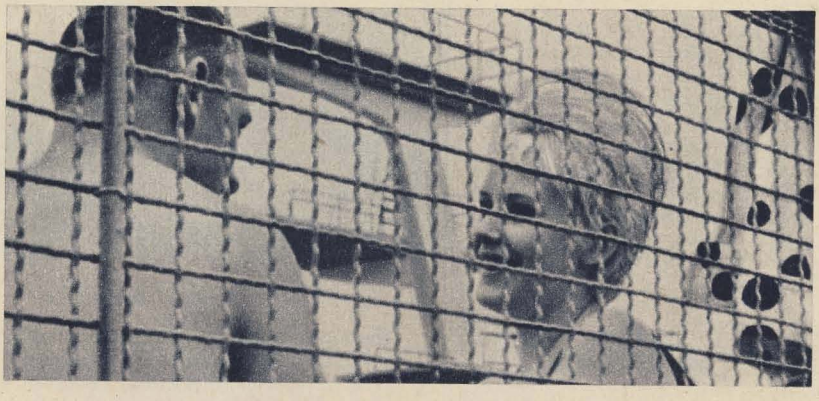
Erst muß Wasser
ihn erquicken.
Küssen ist zunächst
tabu,
denn es sehen
hinter'm Rücken
störend
Max und Moritz zu.

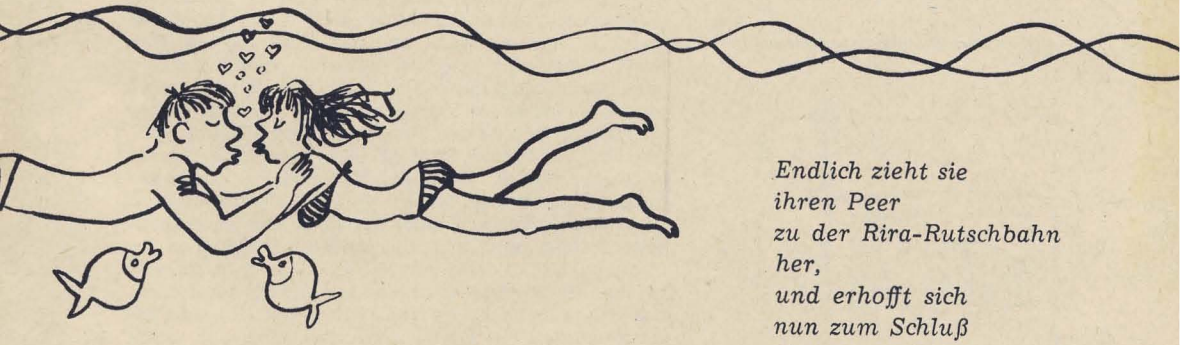


Scheinbar ist man
auf der Höhe.
Wird er sie nun
packen, küssen?
Nein! Er wird
bei Kußattacken
noch so manches
lernen müssen.

„Komm doch lieber
mit zur Wippe!“
rät sie ihm.
Doch ach, wie dumm:
Wieder nichts
mit Kußgenippe!
Wieder zuviel
Publikum!

Ja, ihr Leute,
das ist bitter!
(Und wer klug ist,
sei gewarnt!)
Sie gerieten
hinter Gitter
und sind doch nicht
kußgetarnt.





Zeichnung: Klimpke

Endlich zieht sie
ihren Peer
zu der Rira-Rutschbahn
her,
und erhofft sich
nun zum Schluß
einen
Unterwasserkuß. Stöhr

AR-COCKTAIL

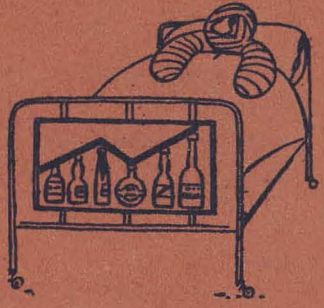
KNALLEFFEKT. Sprengdienst. Pionier Strohbach, in der Einheit allgemein als guter Soldat bekannt, bringt sorgfältig die Sprengladung an und verbindet fachgerecht das Zündkabel mit der Zündmaschine. Als Belohnung für seine gute Arbeit soll er die Ladung nun auch zünden. Pionier Strohbach, den sonst kaum etwas aus der Ruhe bringen kann, wird kreidebleich. Stotternd fleht er seinen Ausbilder an: „Bitte zünden Sie, Genosse Oberleutnant, ich kann den Knall nicht hören."

DER LAUF. Der Hauptfeldwebel kontrolliert das Waffenreinigen. Bei Soldat Körner bleibt er stehen: „Ich bin gespannt, wann ich von Ihnen mal einen ordentlichen Lauf zu sehen bekomme." Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, antwortet der Soldat: „Beim nächsten Kompaniesportfest, Genosse Hauptfeldwebel!"

MANN ÜBER BORD. Beim Bootsmanöver läßt Obermatrose Karsten die Sicherheit außer acht und geht über Bord. Maat Beier, sein Vorgesetzter, ruft ihm nach: „Wie können Sie als erfahrener Obermatrose nur ins Wasser fallen?" Der Obermatrose greift nach dem Rettungsring und antwortet prustend: „Weil dabei keiner nach dem Dienstgrad gefragt wird."

UNERSCHROCKEN. Soldat Neuner steht zum erstenmal auf Posten. Der Mond scheint hell, und die Sicht ist gut. Als der Kompaniechef zusammen mit dem Wachhabenden die Posten kontrolliert, wundert er sich, daß ihn der Posten nicht anruft, wie es seine Pflicht wäre. Er stellt den Soldaten Neuner deshalb zur Rede. „Gesehen habe ich Sie schon, Genosse Hauptmann", entschuldigt sich höflich der Soldat. „Ich wollte Sie durch meinen Anruf nur nicht erschrecken."

Vignetten: Parschau



Ich und Du *(USA)*

Über das Recht des Kindes auf eine glückliche Jugend, auf ein Zuhause, auf Liebe und Freundlichkeit geht es in diesem bemerkenswerten amerikanischen Film „Ich und Du". Es geht aber auch um das Recht einer von einem Taugenichts geschiedenen Frau, eine neue Ehe mit einem Mann zu schließen, der sie achtet und liebt. Was kümmert sie da, daß es ein Farbiger ist . . . Das Gesetz des USA-Staates, in dem sie beide leben, gestattet eine Heirat. Wie aber urteilt die Umwelt, welche Felswände von Widerständen werden sich vor beiden auftürmen, wenn der weiße Vater wieder auftaucht und das Kind für sich fordert? — Ein Film also, der uns zum Mitentscheiden, zum Nachdenken auffordert — bei dem es aber interessant ist, auch die Vorgeschichte zu kennen: Regisseur Larry Peerce und Produzent Sam Weston wußten, daß sie diesen Stoff in Hollywood nicht unterbringen konnten. Freunde, Bekannte, Fremde, die die Idee begeisterte, legten das Geld zusammen, und in 34 Tagen entstand dann der Film, der als Außenseiterbeitrag auf den vorjährigen Festspielen in Cannes lief. Das USA-Auswahlkomitee hatte ihn abgelehnt, die Pariser Kritikergemeinschaft empfohlen, das Publikum spendete frenetischen Beifall — und die Hauptdarstellerin Barbara Barrie wurde als beste Schauspielerin ausgezeichnet. Ein verdienter Erfolg!

Ruth Pergen

DMV 1965, 245 Seiten, aus dem Poln. 5,80 MDN.

Jan Litan: Begegnung mit Spionen

Da kommt ein Mann in der Nacht nach Hause, er hatte mit Freunden getrunken, und wie das so seine Gewohnheit ist – er ist Funkamateur –, stellt er seinen Empfänger ein, nur eben so, und plötzlich hört er seine eigene Stimme. Da ist unser Mann natürlich hellwach, und er wundert sich nicht nur, er meldet diesen Vorfall der Miliz. Und just zur gleichen Zeit schreiben Zeitungen, daß man im Kreise Kolobrzeg im Morgengrauen einen runden leuchtenden Gegenstand will fliegen gesehen haben. Fliegende Untertassen auch in Polen?

Den Zwischenfall mit jenem Funker nehmen die Mitarbeiter der Spionageabwehr ernst; doch an fliegende Untertassen glauben sie so wenig wie daran, daß heute noch Spione die Grenze mit Ballons überwinden. Das war einmal; heute ist man gewiefter in den Spionagediensten, sensibler; und wozu soll man Gewalt anwenden, wenn man mit Touristen und mit Freundlichkeit auch zum Ziele kommt?

Es geht also um Spione in den beiden Erzählungen dieses Buches, was nach dem Titel unschwer zu erraten ist. Und es steht auch außer Frage, daß die Verbrecher jeweils am Ende zur Strecke gebracht werden.

Der Autor scheint ein Fuchs zu sein im Umgang mit diesen Leuten und mit ihrer Abwehr.

Zumindest hat er sich das, wovon er schreibt, nicht irgendwo angelesen. Er kennt die Praktiken und die Schliche, er hat Erfahrungen, die bis in den zweiten Weltkrieg zurückreichen, was die zweite Erzählung ausweist, und er will warnen vor den Methoden westlicher Geheimdienste. Dies im Buch derart herauszustellen, wäre gar nicht notwendig gewesen, denn die 245 Seiten lesen sich auch so schnell weg, und man nimmt sie ernst. Jagd auf Spione ist immer erregend, und wenn ein Autor so dicht dran ist wie Litan, findet man sich auch leichter mit einer weniger geschickt gebauten Fabel und mit weniger gelungener Gestaltung ab. Das Buch will leicht sein, unproblematisch, will zeigen, mit welchen Mitteln Spione heute arbeiten und was man ihnen entgegenstellt, um ihnen auf die Sprünge zu kommen. Daß dies nicht pure Erfindung des Autors ist, ist schon beim Lesen zu spüren. Der Wirklichkeitsgehalt wird verstärkt durch Fotos und Faksimiles, wobei man auf die vier Filmbilder hätte getrost verzichten können.

Claus

AR-COCKTAIL

Vorsorge tut not!

Der Bonner „Verteidigungshaushalt" sieht u. a. 1 Million Mark als „Härteausgleich für Vergewaltigungen" vor. Wie wir aus gut uniformierter Quelle erfahren, erhielt Bonns Pressechef, von Hase, dazu folgenden Brief:

Zeichnung: Klimpke

Werter Herr Hase!

In der Zeitung stieß ich auf die Sorge Ihrer Regierung für gefallene Mädchen. In gewissen Punkten ist es nützlicher — meine ich —, weniger Fürsorge, aber mehr Vorsorge zu treffen, dafür also, daß sie gar nicht erst fallen. Die von der Bundeswehr sind auch hinter mir ganz wild her. Da muß man ja Sorge haben, daß sie ein Verbrechen mit mir vorhaben. Das Beste ist es also, daß mich Ihre Soldaten gar nicht erst in die Gewalt bekommen. Mit ein paar Mark kann man jedenfalls ein solches Verbrechen nicht wieder gutmachen. So billig kämen Sie nicht davon. Wenn Sie dieses Verbrechen nicht verhindern, bekommen Sie es mit mir zu tun. Dann steige ich Ihnen aufs Dach, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht. Nichts ist dann mit der Erklärung: Mein Name ist Hase!

(Gott sei Dank noch nicht)

Ihre
H. Bombe

UNTERLEUTNANT HANS-JÜRGEN RUCKBORN

Geboren: 8. 10. 1940, Beruf: Dipl.-Ökonom, Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größte sportliche Erfolge: Deutscher Meister 1961 und 1963, 9. der Europameisterschaft 1962, 8. der Olympischen Spiele 1964, deutscher Rekordhalter im Dreisprung.

1958 meldete sich der Stendaler Abiturient Hans-Jürgen Rückborn freiwillig zur Nationalen Volksarmee, um vor Beginn seines Studiums seinen Ehrendienst zu leisten. Heute, 7 Jahre später, ist der langaufgeschossene Blondschopf Unterleutnant, hat sich im Fernstudium das Diplom als Ökonom erworben und außerdem zum besten deutschen Dreispringer entwickelt. Diese Erfolge sind ihm natürlich nicht in den Schoß gefallen. Viel Mühe, Energie und Fleiß waren notwendig, aber er hat das alles geschafft, da er „zielstrebig, gewissenhaft und fleißig an sich arbeitet", wie Major Landmann, sein Kommandeur, ihn charakterisiert. 1959 kam er zum ASK nach Berlin – als Hochspringer. Auch im Weit- und sogar im Stabhochsprung – „Meine 3,40 m waren sogar einmal Armeerekord" – versuchte er sich, aber erst sein jetziger Trainer, Major Rieger, riet ihm: „Du bist groß, hast lange Beine, Sprungkraft außerdem. Versuch' es doch mal mit Dreisprung!" Mit 12,00 m begann er 1959, heute steht sein Deutscher Rekord bei 16,35 m, obwohl ihn Verletzungen oft zurückwarfen. So waren zum Beispiel die Olympiaausscheidungen mit Westdeutschland erst sein 2. Wettkampf des Jahres 1964. Daß er sich trotzdem für Tokio qualifizierte, zeugt von seinem Einsatz und seiner Energie, wenn er auch selbst darüber bescheiden sagt: „Da hatte ich tüchtiges Glück!" Wi.

Waffenbrüder-Magazin

In den nächsten Wochen feiern vier Bruderarmeen des Warschauer Vertrages ihre Jahrestage: am 23. September die Bulgarische Volksarmee, am 29. September die Ungarische Volksarmee, am 6. Oktober die Tschechoslowakische Volksarmee und am 12. Oktober die Polnische Volksarmee. Dazu übermitteln wir ihnen unseren

Rund sechzig Prozent der dem Ministerium für Nationale Verteidigung Volkspolens zur Verfügung stehenden Mittel werden gegenwärtig für moderne Bewaffnung sowie für Investitionen, die unmittelbar die Kampfbereitschaft heben, verwendet.

Seit 1955 wurde alle zwei bis drei Jahre ein neuer Flugzeugtyp eingeführt. Die Typen des mittleren Panzers änderten sich dreimal. Außerdem wechselte man die wichtigsten Schützenwaffen und die meisten Artilleriewaffen, so daß heute alle Waffengattungen moderne Ausrüstungen besitzen.

Diese Angaben machte der polnische Verteidigungsminister, Marschall Marian Spychalski, gegenüber der Zeitung „Trybuna Ludu".

●

Der auch bei uns bekannte ungarische Film „Alba Regia", in dem das Schicksal einer sowjetischen Kundschafterin während der Kämpfe um eine von den Faschisten zeitweilig zurückeroberte Stadt nachgestaltet wurde, erlebte bereits in fünfundvierzig Ländern seine Uraufführung.

Was ißt Soldat Petrow?
CHWOROST

Aus Eiern, Mehl, Zucker sowie etwas Wasser einen Teig kneten und mit Rum abschmecken. Anschließend walzenförmig ausziehen und zu Zöpfen flechten. Dieser russische Rumkuchen wird nach dem Backen mit Zucker und Zimt bestreut und warm aufgetragen.

FACHBUCHEREI

Der Urania-Verlag hat sich in den vierzig Jahren seines Bestehens um die Verbreitung fortschrittlichen, humanistischen Gedankengutes und populärwissenschaftlicher Literatur ganz besonders verdient gemacht. Neben anderen ausgezeichneten Büchern hat in den letzten zehn Jahren das in hoher Auflagenzahl verbreitete Urania-Universum eine Hauptrolle gespielt. Wie die vorhergehenden Jahrbücher bietet auch der zehnte Band in etwa 58 Beiträgen einen Einblick in das Geschehen aus Wissenschaft, Technik, Sport, Kultur und Unterhaltung sowie einen Überblick über wichtige Ereignisse des Vorjahres. Er will informieren, das Wissen erweitern, auf viele interessante Dinge aufmerksam machen und vor allem auch dazu anregen, zu weiteren Büchern zu greifen.

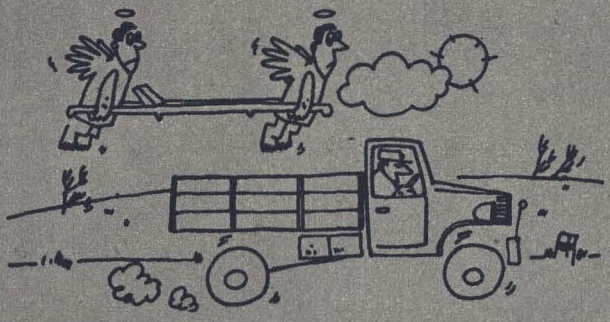
Aus der Themenfülle seien hier nur herausgegriffen: Tätigkeit der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft; Wetterstation im All; Neues aus dem Schiffsbau der DDR; Begegnung mit Albert Einstein; Fährverbindungen über die Ostsee.

Daneben sind solche Artikel wie „Den Tod besiegen", der sich mit der Wiederbelebung nach Eintritt des klinischen Todes und der Operation abgetrennter Gliedmaßen beschäftigt, sehr lesenswert. Zu kurz kommen weder die Freunde des Sports noch ganz junge Leser, auf deren Sorgen und Nöte besonders eingegangen wird. Dieses von namhaften Autoren gestaltete, reichlich illustrierte Buch trägt dazu bei, moderne, vielseitig interessierte und gebildete Menschen zu erziehen.

W. Kopenhagen

Uranid Universum Band 10, Urania-Verlag Leipzig – Jena – Berlin, 496 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 15,– MDN.

Weiter erschien im Urania-Verlag: Helmut Henke „Männer, Planken, Ozeane", (2. Auflage) 323 Seiten, 71 Bilder und zahlreiche Zeichnungen, 14,80 MDN.



Soldatenhumor aus Néphadsereg, Budapest

Mikroempfänger (I)

Für den Stand der Technik in einem Land gibt es bestimmt bessere Maßstäbe als die Beurteilung anhand eines Rundfunkempfängers. Aber nicht nur junge Leute sind fasziniert, wenn sie einen Empfänger in Mikroausführung in der Hand halten und der Musik lauschen, die dem winzigen Gerät entströmt. Mir ging es jedenfalls nicht anders, als ich in Moskau den Mikroempfänger „Ära" geschenkt bekam.

Heute kann man in Moskau die Mikroempfänger „Ära", „Majak" und „Mikro" kaufen. Unser Foto zeigt diese Mikroempfänger, im Vergleich dazu eine 5-Kopeken-Münze, die einen Durchmesser von 25 mm besitzt. Während der „Ära" direkt am Ohr getragen wird, lassen sich die anderen bequem in der Brusttasche unterbringen. Zur Schallabstrahlung dient bei den Mikroempfängern ein dynamischer Kleinstohrhörer. Die Mikroempfänger „Ära" und „Majak" empfangen den Langwellenbereich (150 bis 408 kHz). Der „Mikro" ist umschaltbar für LW und MW (150 bis 408 kHz und 525 bis 1605 kHz).

Der eine Drehknopf dient zur Frequenzabstimmung, der andere als Ein/Aus-Schalter. In der dritten Schaltstellung kann dieser Drehknopf abgenommen werden, um den darunterliegenden Kleinstakku (1,25 V – 0,06 Ah) zu entnehmen. Mit einem Ladegerät läßt sich der Kleinstakku an der Steckdose neu aufladen. Diese Stromversorgung reicht für eine Betriebsdauer von etwa 15 Stunden. Hier noch einige Angaben: „Ära" – Größe 39 × 43 × 8 mm, Masse etwa 30 g; „Majak" – Größe 38 × 49 × 8 mm, Masse etwa 30 g; „Mikro" – Größe 45 × 30 × 13 mm, Masse etwa 37 g.

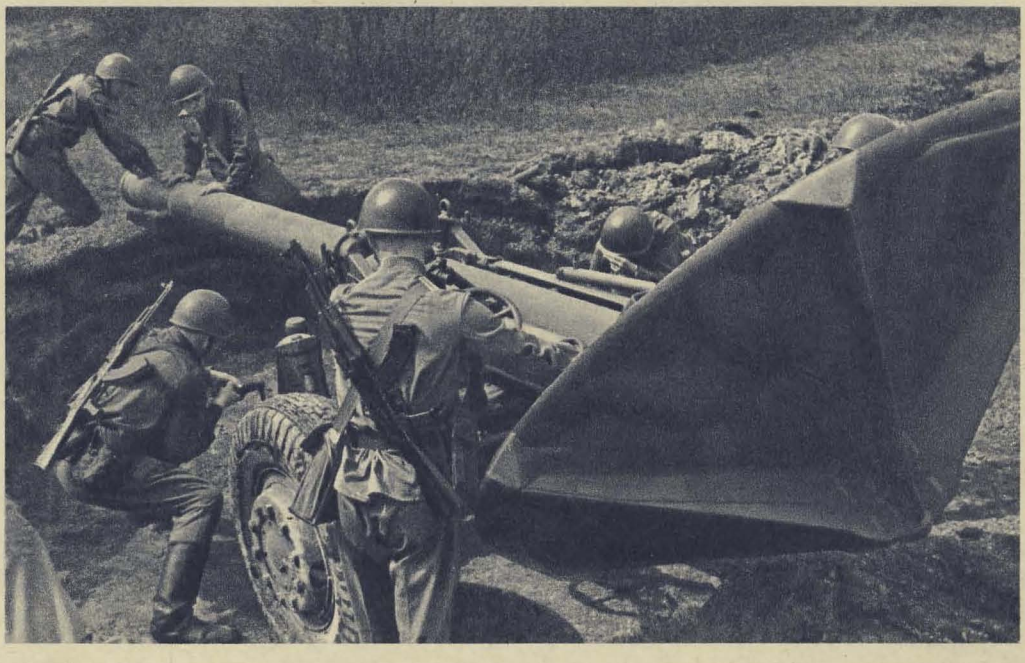
Die Familie der sowjetischen Mikroempfänger. Links der „Majak", oben „Ära" und rechts der „Mikro".

Im nächsten Heft besprechen wir die Schaltung und die verwendeten Bauelemente.

Ing. Schubert

AR-Korrespondent
Oberst N. P. KOROLKOW
berichtet über

GRANATWERFER, DIE einmalig SIND



▲

Die achtköpfige Bedienung ist aufgesessen, der Werfer an die AT-T gekoppelt — die Fahrt in die Feuerstellung kann beginnen.

Bis vor die ausgehobene Stellung hat das Zugmittel den 240-mm-Granatwerfer geschleppt. Jetzt kommt es darauf an, den Riesen rasch aufzustellen.

Wenn man als Auslandskorrespondent gebeten wird, für die Leser einer fremdsprachigen Zeitschrift über Dinge zu schreiben, die sie nicht kennen, dann versucht man am besten, von Bekanntem auszugehen.

Granatwerfer wird der Leser der „Armee-Rundschau“ bestimmt kennen, weil doch die Nationale Volksarmee ebenso damit ausgerüstet ist wie alle Armeen des Warschauer Paktes. Jene, über die hier berichtet wird, dürften ihm allerdings neu sein, weil die Sowjetarmee die einzige Streitkraft der Welt ist, die Granatwerfer von solcher Größe und mit einem Kaliber von fast einem Viertelmeter besitzt.

Jedenfalls begab ich mich auf den Weg zu einer Batterie 240-mm-Granatwerfer. Der Batteriechef, Hauptmann Stepanow, lud mich zu einer Übung ein.

Was da zu sehen war, übertraf meine Erwartungen. In den Feuerstellungen ragten die meterlangen dicken Rohre steil in die Luft, als stünde dort eine schwere Haubitzenbatterie. Zentnerschwere Wurfgranaten wurden mit Handkarren herbeigeschafft. Mit wenigen Griffen kippten die Bedienungen die Rohre in die waagerechte Lage und luden sie. Kurz darauf richteten die Werfer ihre Schlünde wieder

Das „Geschenk“ für den Gegner, die über 100 kg schwere Wurfgranate, wird herangefahren . . .

und fünf Mann hoch müssen sich anstrengen, den dicken Brummer ins Rohr zu schieben.

◀ Der Werfer ist geladen, der Richtschütze stellt die Werte ein, die Bedienung eilt in Deckung.

GRANATWERFER, DIE einmalig SIND

gen Himmel. In der Deckung hockten die Männer, die Richtschützen warteten mit der Abzugsleine in der Hand auf das Feuerkommando.

Der „Gegner“ hatte hinter einem hohen Bergkamm Stellung bezogen. Diese natürliche Deckung wiegte ihn in Sicherheit. Da traf ihn unerwartet der wuchtige Schlag der schweren Wurfgranaten, die auf ihn niederprasselten. Die Männer der Batterie von Hauptmann Stepanow hatten nicht nur die Koordinaten präzise ermittelt, sondern auch die richtigen „Koffer“ verwendet. So erwischte es den „Gegner“ sowohl in seinen offenen als auch in den geschlossenen Deckungen, in den Unterständen. Die Splitter- und Sprenggranaten leisteten ganze Arbeit . . .

Nun könnte man annehmen, derartige Geschütztypen wären im modernen Krieg ohne Bedeutung, die Raketen hätten sie zum Abtreten gezwungen. Keinesfalls. Nach wie vor behauptet sich der Granatwerfer als herkömmliche Artilleriewaffe, ja er ist sogar recht zahlreich vorhanden. Sein hauptsächliches Einsatzgebiet ist der Stellungs- und Ortskampf. Schwere Granatwerfer — beispielsweise vom Kaliber 160 mm bis 240 mm — sind durchaus in der Lage, im Ortskampf ein modernes Hochhaus zu überschießen. Selbstverständlich sind demzufolge auch im Gelände steile Hänge,

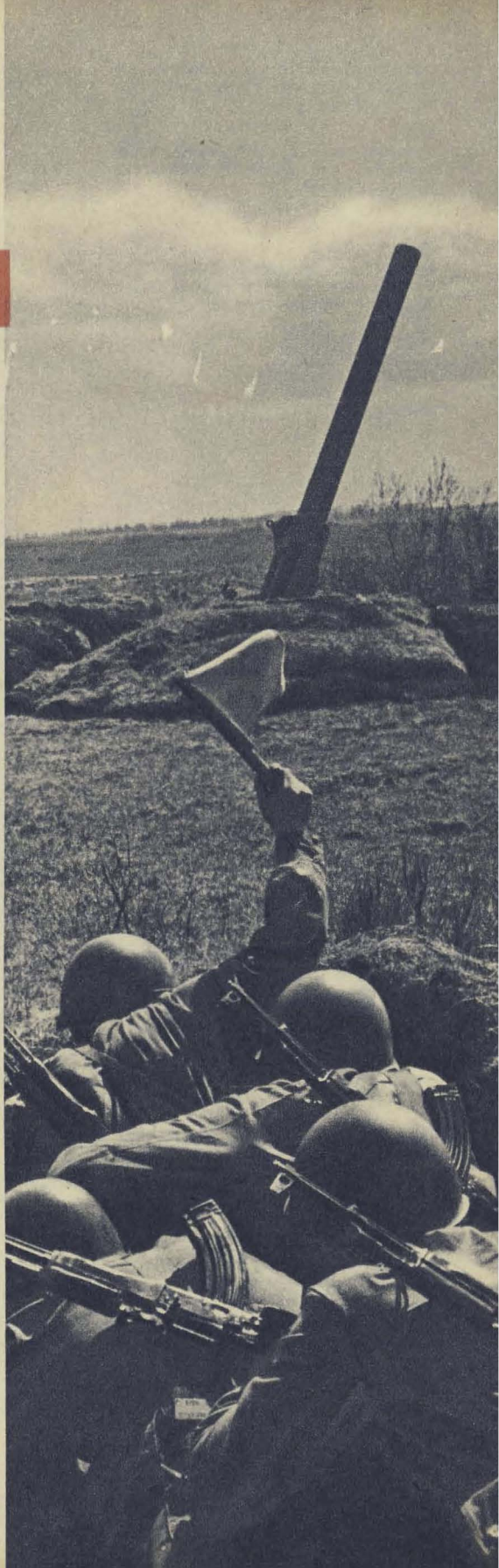
GRANATWERFER, DIE einmalig SIND

Kuppen oder Kämme kein Hindernis. Gegenwärtig zeichnet sich die Tendenz ab, die Granatwerfer bezüglich ihrer Masse (durch Verwendung von Leichtmetallegierungen), der Schußweiten (durch Spezialladungen) und Wirkung (infolge großer Kaliber) zu vervollkommnen. Dieses Streben entspringt den Aufgaben dieser Geschützart, die Schützeneinheiten wirksam zu unterstützen.

Ein besonderer Vorteil der überschweren sowjetischen Granatwerfer ist ihre Konstruktion als Hinterlader. Dadurch konnte eine bessere Abdichtung der Gase im Rohr erzielt werden, was sich sehr günstig auf die Schußweite auswirkt.

Wie alle Granatwerfertypen, so haben auch die großen sowjetischen Werfer glatte Rohre. Ein Faktor, der zu den Vorteilen dieser Waffe zählt, weil, verbunden mit einer kleinen Treibladung, dadurch eine geringe Rohrabnutzung eintritt. Die Streuung beim Schießen, hervorgerufen durch kleine Unterschiede in den Treibladungen, fällt nicht so ins Gewicht, denn die große Sprengladung der Wurfgeschosse, besonders bei Splitter- und Splittersprenggranaten, ermöglicht es, große Flächen zu bekämpfen. Die Splitter fegen flach über den Boden und vernichten dabei vor allem lebende Kraft. Die Sprenggranaten durchschlagen mit Wucht (aus großer Höhe) die Deckungen und krepieren nach dem Aufschlag.

Granatwerfer kleineren Kalibers sind sehr beweglich. Sie können von der Bedienung in Lasten zerlegt getragen, von einem Fahrzeug mitgeführt oder gezogen werden. Die überschweren Brocken brauchen eigene Zugmittel. Obwohl die Waffe viel leichter als ein Geschütz (Kanone oder Haubitze) des gleichen Kalibers ist, so verfügt sie auf Grund ihrer Größe doch über einiges an Gewicht. Das Artilleriezugmittel AT-T (Vollkette) ist dafür bestens geeignet. Es bringt den Werfer auch durch schweres Gelände sicher in die Stellung.



Der Werferführer hat die Signalflagge erhoben — gleich wird das Feuerkommando ertönen. Mit Blitz und Krach wird die Granate in „hohem Bogen" das steil aufgerichtete Rohr verlassen.

Muß, wer Angst hat, auch feige sein?

„Eine der schwersten Künste für den Menschen ist wohl die, sich Mut zu geben", vermerkte einst Georg Christoph Lichtenberg in seinen Aphorismen-Sammlungen. Wie man es jedoch anfängt, sich Mut zu geben, verschwieg er; jedenfalls in diesem Zusammenhang. Vielleicht ist es gut, um dahin zu kommen, sich vorerst einmal anzuschauen, was ein modernes Nachschlagewerk über den Gegenpol von Mut sagt, oder auch zur näheren Definition der gleichfalls modernen Schlagerfrage „Hast du Angst?" Danach ist Angst ein „Gefühl von Enge, Bedrükkung und Bedrohtsein in Verbindung mit Veränderungen im Atemvolumen und im Blutkreislauf. Sie wird entweder durch zentralnervöse Störungen ganz allgemeiner Art oder auf Grund von Eindrücken, die früher schon solche Zustände ausgelöst haben, hervorgerufen. Angst entsteht auch als Ergebnis eines Unsicherheitsgefühls gegenüber einer erwarteten bzw. plötzlich eintretenden, aber nicht genau einzuschätzenden Gefahr, auch Furcht genannt."

Wer von uns ist wohl noch nicht in die Lage gekommen, die Theorie am eigenen Leibe praktisch zu überprüfen? Und sei es nur die Prüfungsangst, die dem Soldaten Wolfgang Brennecke, 21, bei der Fahrschule, Hauptmann Günter Schwerin, 30, auf der Offiziersschule oder dem Obermatrosen Rainer Sengst, 25, beim Studium hart zusetzte. Nun will ich zwar keinem Prüfling zu nahe treten, schließlich habe ich an der Leipziger Karl-Marx-Universität selbst mit klopfendem Herzen vor mancher Prüfungskommission gestanden – aber dennoch: Ist diese Art von Beklemmung nicht vergleichsweise harmlos gegenüber wesentlich ernsteren, mitunter sogar lebensbedrohenden Situationen, die eine weit größere Angst einzuflößen vermögen? Ich denke dabei gar nicht nur an den alles entscheidenden, auf Leben und Tod geführten militärischen Kampf. Schon die militärische Ausbildung in Friedenszeiten stellt den Soldaten zuweilen vor Aufgaben, die echte Angstgefühle hervorrufen können.

Sicherlich ist das „Frack-Sausen", das Kanonier Horst Renzig, 23, beim ersten Gefechtsschießen mit der Haubitze verspürte, noch relativ unerheblich, ebenso wie die Schauermärchen, mit denen die „alten Hasen" – in sehr unkameradschaftlicher Weise übrigens – dem Soldaten Mario Mertens, 21, Angst vor dem ersten MPi-Schießen einzujagen versuchten. Schwerer wiegt schon das Geständnis des Gefreiten Peter König, 25, der sich selbst heute, da er schwimmen gelernt hat, nur mit Unbehagen jenes Tages erinnert, an welchem sein Zug einen 1,20 m tiefen Flußlauf zu durchwaten hatte und ihm mit jedem Zentimeter Wasser eine größere Angst den Rücken heraufkroch. „Es waren zwar alle Sicherheitsvorkehrungen getroffen", berichtet er, „doch was half's: Da ich mich unsicher fühlte und nicht schwimmen konnte, hatte ich nun einmal eine Heidenangst, daß ich stolpern und ertrinken könnte."

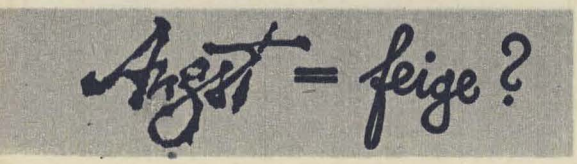
Eine Analyse der Antworten von 67 Genossen zeigt, daß es – neben dem „Angstgefühl" Pferd im Turnen – zwei besonders furchteinflößende Dinge in der Ausbildung gibt: das Überwinden von Flüssen und Seen sowie von erhöhten Lauf- bzw. Kletterhindernissen auf der Sturmbahn. Jedenfalls werden sie von 75 Prozent der Befragten entweder zuerst oder ausschließlich genannt.

Sind nun alle diese Genossen, wie Stabsgefreiter Dieter Kühne, 21, verabsolutiert, ausgemachte „Schlappschwänze und Angsthasen"? Gefreiter Siegfried Quaschnigg, 23, wendet sich dagegen, weil er meint, daß „Angst ein Gefühl ist, was einen wie Hunger, Kälte oder Heimweh überkommen kann". Die Fotolaborantin Angela Schierz, 22, glaubt ebenfalls nicht, daß „jemand immun dagegen ist". Soldat Peter Kurze, 21, hält es höchstens für möglich, daß „manche ihre Angst meisterhaft verbergen können". Obermatrose Klaus Theiler, 22, zählt das Furchtempfinden „zu den vielen charakterlichen Schwächen und Unvollkommenheiten, die dem Menschen anhaften". Und Dmitri Andrejewitsch Furmanow, Verfasser des bekannten Buches „Tschapajew", der mehr als einmal größten Gefahren ins Auge sah, nennt es „Geschwätz", wenn jemand sagt, er hätte nie in seinem Leben Angst gehabt – „denn solche Holzklötze hat das Menschengeschlecht noch nicht hervorgebracht".

Mut und absolute Furchtlosigkeit sind weder ein Naturgeschenk noch eine Gabe des Kam-

merunteroffiziers, der zusammen mit der Uniform auch Unerschrockenheit verteilt. In gefahrvoller Situation einen Moment lang ängstlich zu sein, ist also weder eine Schande noch unehrenhaft – vorausgesetzt, fügt Soldat Schöngarth, 22, hinzu, „man gibt sich Mühe, seine Angst zu überwinden und im entscheidenden Moment trotz eines Furchtgefühls das Richtige zu tun". Schon der russische Pädagoge K. D. Uschinski (1824–1871) wies mit Recht darauf hin, daß „nicht derjenige tapfer ist, der die Gefahr sucht, ohne dabei Angst zu fühlen, sondern derjenige, der in der Lage ist, selbst die stärkste Furcht in sich zu ersticken und beim Gedanken an die Gefahr nicht der Angst unterliegt".

Aus diesem Grund kann man, wie Soldat Ingo Wilde, 22, betont, „Angst und Feigheit nicht über einen Kamm scheren". Obermatrose Axel Benz,



19, beantwortet das Warum: „Hat jemand Angst, müht sich aber, dieser Schwäche Herr zu werden, so ist er kein Schlappschwanz. Als feige sehe ich den an, der wenig oder nichts tut, um seine Angst zu unterdrücken, sondern ihr so viel Platz einräumt, daß sie zu einem Grundzug seines Wesens, seines ganzen Charakters wird." Und der Schmied Karl Walther, 28, erklärt: „Der Feigling nimmt vor sich selbst Reißaus." „Er drückt sich vor der Verantwortung", hebt Roswitha Berndt, 26, Agronomin, hervor.

Ergo: Wer Angst hat, muß nicht in logischer Konsequenz auch feige sein. Maßstab scheint mir hier jenes Wort eines deutschen Dichters zu sein, der da sagt: „Sich selbst zu bekämpfen ist der allerschwerste Krieg, sich selbst zu besiegen ist der allerschönste Sieg."

Das ist zweifelsohne leichter gesagt als getan, wenn Pflicht gegen Furcht, Angst gegen Aufgabe stehen. In dem Buch „Die Wolokolamsker Chaussee" bemerkt Alexander Bek dazu: „Ihr wißt gar nicht, wie diese beiden Gefühle, Furcht und Gewissen, miteinander streiten und kämpfen. Die wildesten Tiere können nicht so grausam miteinander kämpfen wie diese beiden Gefühle."

Mit welchen Waffen ficht man in eben diesem Kampf?

Aus eigenem Erleben steuert Generalmajor a. D. Heinrich Dollwetzel die folgende Episode bei: „Im Juli 1937 kommandierte ich an der Madrider Front eine Panzerkompanie der Internationalen Brigaden. Es muß der 20. oder 21. Juli gewesen sein, als ich vom Kommandierenden General der 35. Division den Auftrag bekam, mit meinen Panzern den Angriff der Infanterie auf Brunete zu unterstützen. Der Angriff ging zügig vonstatten, und wir meinten schon, die Gegenwehr der Faschisten zerschlagen zu haben. Plötzlich setzte jedoch die faschistische Artillerie mit einem ungeheuren Feuerschlag ein. Wir befanden uns unmittelbar in der Zone des Sperrfeuers. Das Feuer war so heftig, daß wir nur Staub und Dreck und Qualm sahen und keine fünf Meter weit gucken konnten, obwohl es eigentlich ein sonniger Morgen war. Ich muß ehrlich sagen: Im ersten Moment stieg in mir die ängstliche Frage auf, ob wir hier wohl wieder herauskommen würden. Mein damaliger Panzerfahrer, ein alter Berliner Genosse, rief in den Turm hinauf: ‚Käptn, ich kann nichts sehen, ich weiß nicht, wo wir hinfahren; es ist besser, wir drehen um!' In wenigen Sekunden jedoch hatte ich alle meine Bedenken und leisen Angstgefühle überwunden und dachte nur an die Verantwortung, die wir Panzersoldaten gegenüber den Infanteristen trugen sowie an die Erfüllung der Kampfaufgabe. Es gab nur ein ‚Vorwärts!' Ich möchte behaupten, daß in Sekundenbruchteilen mein ganzes Leben noch einmal wie ein Film vor mir abgelaufen ist, so daß ich nur noch den brennenden Wunsch verspürte, die Faschisten zu schlagen und all die Untaten, die sie angerichtet, den Mord, den sie an meinem Vater begangen hatten, zu rächen. In mir wurde eine Stimme laut, die pausenlos auf mich einhämmerte: ‚Wir kämpfen für eine gerechte Sache, wir sind stärker als die Nazis. Wir werden siegen!' Dieses Gefühl machte uns alle so stark, daß es uns gelang, die schwierige Sperrfeuerzone zu überwinden und gemeinsam mit den anderen Einheiten unseren Kampfauftrag erfolgreich zu erfüllen. Auch später stellte sich mir manchmal die Frage, ob es mir wohl gelingen würde, diesen oder jenen Kampfauftrag zu lösen. Angst, in den Kampf zu gehen, hatte ich jedoch nie; dafür war das Gefühl und die Überzeugung, für die gerechteste Sache der Welt zu kämpfen, zu stark in mir verwurzelt."

Mut, als siegreiche Auseinandersetzung über eigene, instinktive Angstgefühle, ist keine Himmelsgabe. Wenn ich keine Notwendigkeit sehe, mich tapfer zu schlagen – gleich, ob im Gefecht oder in friedlicher Auseinandersetzung, denn auch dort, im Kampf gegen Fehler, Schwächen, Unzulänglichkeiten, wird Mut gebraucht –, werde ich's nicht tun, sondern den Dingen, und damit auch meinen Augenblicksgefühlen, freien Lauf lassen. Ich werde mich nur dann und nur dort engagieren, wo ich einen Sinn, einen Zweck sehe. Sinn- und zweckvoll handeln kann aber

Mitarbeit: Major Helmut Prowatschke, Feldwebel d. R. Manfred Brenner, Sylvia Bergmann, Matrose Rolf Gebhardt, Unterleutnant Peter Müller, Unteroffizier Eberhard Derlig, Oberfeldwebel Wolfgang Jahn.

nur der, der von der Gerechtigkeit und den Idealen unseres Kampfes überzeugt ist.

Erst dann ist es möglich, wie Unterleutnant zur See Claus Weinberg, 24, sagt, „hart gegen sich selbst zu sein, optimistisch zu bleiben und sich selbst zu überwinden." Unterfeldwebel Hans-Georg N., 21, verweist besonders auf „den festen Willen", der dazu erforderlich ist, Funker Harro Tetzlaff, 22, auf „das disziplinierte Verhalten jedes einzelnen". Beides kann erlernt, geschult werden. „Durch beharrliches Üben lassen sich viele Faktoren, die Angst hervorrufen, ausschalten", meint Obermatrose Rudolf Rassek, 20. Soldat Manfred Musch, 20, denkt dabei an „ungenügende Kenntnisse", Stabsfeldwebel Rudi Auersbach, 39, an „die Unsicherheit mancher Genossen im taktisch richtigen Verhalten". Soldat Gerhard Krause, 22, befürwortet deshalb „Mutproben, die man sich selbst stellen und solange wiederholen kann, bis man sicher ist".

Durch häufiges Training lassen sich selbst aus deprimierenden Eigenerlebnissen entstandene Angstgefühle weitgehend beseitigen. Obermatrose Bodo Lorenz, 22, erzählt: „Als ich noch zur Schule ging, stürzte ich bei meinem ersten Sprungversuch übers lange Pferd mit dem Kopf auf das Parkett. Jahrelang habe ich das Gerät gemieden, mich teils davor gedrückt, andererseits es, unter Hinweis auf meinen Sturz, abgelehnt, zu springen. Bis sich ein Sportlehrer fand, der mir mit viel Takt und Geduld half. Mit seiner Unterstützung sowie durch viel Übungsfleiß konnte ich meine Angst in kleinen Portionen abbauen. Ein wenig ‚Bammel' habe ich zwar heute noch, aber ich springe – und keineswegs mit geschlossenen Augen."

Mut, und damit einhergehend umsichtiges Handeln, Nervenstärke, ist erlernbar, kann geübt, trainiert werden. Allerdings ist es, wie Makarenko treffend sagte, „unmöglich, einen mutigen Menschen zu erziehen, wenn man ihn nicht in Situationen versetzt, in denen er Mut zeigen kann, ganz gleich, wodurch – durch Selbstbeherrschung, durch ein gerades, offenes Wort, durch gewisse Entbehrungen, durch Geduld oder durch Kühnheit".

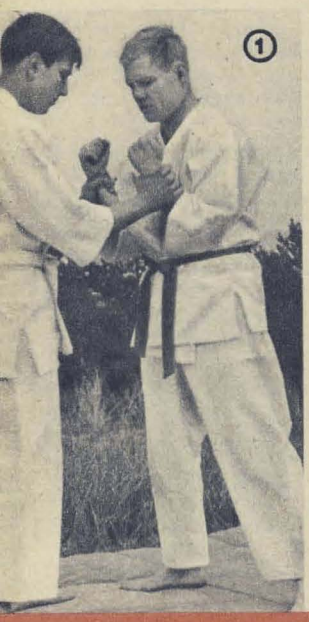
Der eigenen Schwäche „Angst" entgegenzuwirken, sie zu bekämpfen, ist am ehesten und am besten im gegenseitigen kollektiven Streben möglich, wo einer dem anderen hilft, wo einer sich auf den anderen verlassen kann, wo einer dem anderen Mut zuspricht. Der einzelne ist so stark – und wenn man will auch so mutig –, wie es die Gemeinschaft ist, in der er lebt und in der er sich tagtäglich aufs neue bewähren muß.

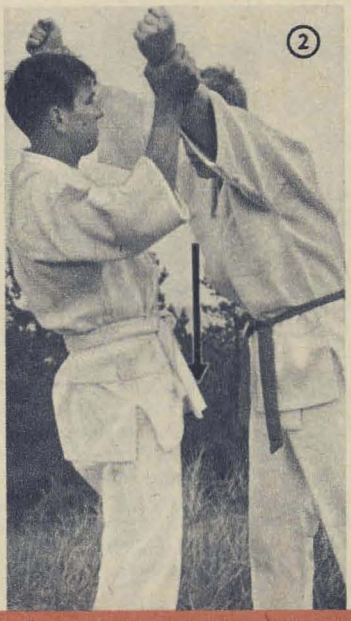
Ihr

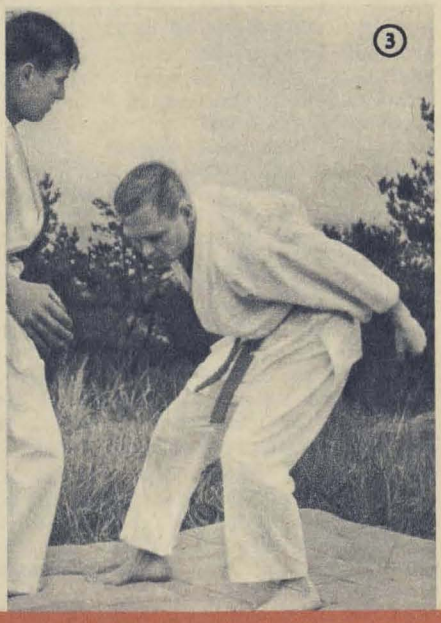
Karl-Heinz Freitag

Angst = Feige?

Mutprobe auf polnisch: „Vorsicht. Nicht berühren – Hochspannung!"







Verdienter Meister
des Sports
Willi Lorbeer

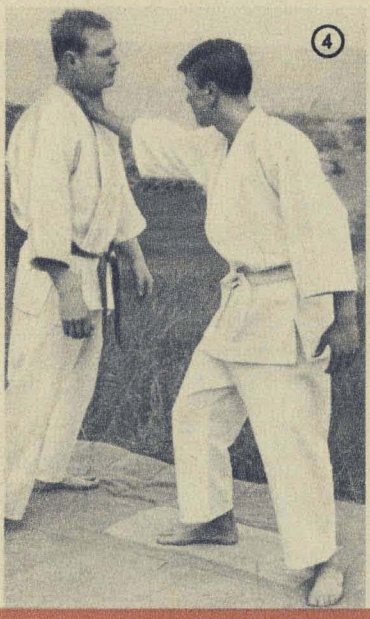
Judo-Schule

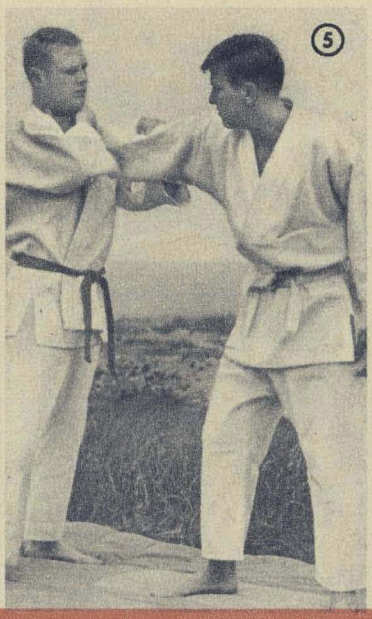
Nachdem wir uns in der ersten Folge der „Judo-Schule Selbstverteidigung" (Heft 8) auf zwei Seiten und zwei Abwehrgriffe beschränken mußten, sind wir heute in der Lage, doch schon ein wenig mehr bieten zu können. Wer inzwischen versucht hat, die ersten Armbefreiungen zu üben, wird – so hoffe ich wenigstens – schon mit Ungeduld auf die Fortsetzung warten.

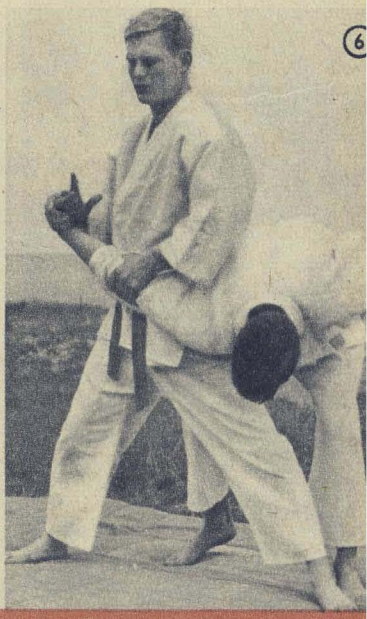
Um es vorweg zu sagen: Diesmal steht eine weitere Armbefreiung auf dem Programm, außerdem die Abwehr zweier Würgegriffe, zweier Umklammerungen sowie eines Anrempelungsversuches. Auf den Bildern trägt Uke, der Angreifer also, wiederum einen hellen, Tori, der Verteidiger, dagegen einen dunklen Gürtel. Nehmen wir an, jemand hat meine beiden Arme fest an den Handgelenken gepackt, und zwar derart, daß meine Fäuste nach oben zeigen (1). Um den Angreifer zu täuschen, stoße ich beide Fäuste zunächst blitzschnell schräg nach oben und drehe sie so, daß die Handflächen nach oben zeigen (2). Man nennt das eine Supinationsbewegung. Gleich darauf reiße ich unter Einsatz des ganzen Körpers meine Arme zwischen denen des Angreifers (Pfeilrichtung) nach unten, wobei ich meine Unterarme nach innen drehe, und zwar so, daß die Handrücken auf den Gegner weisen. Bild 3 zeigt, wie sich Tori dadurch freigemacht und den Angriff abgewehrt hat. Beim Üben kommt es, wie stets, auf ein systematisches, folgerichtiges und etappenweises Training der einzelnen Elemente an. Der Partner soll nicht zu hart zufassen, damit keine Verletzungen entstehen.

Obwohl wir hier gleich zu den Würgegriffen übergehen, erscheint es dennoch zweckmäßig, im Trainingsprozeß erst einmal die Armbefreiungen abzuschließen, d. h. sie solange zu probieren, bis sie sitzen und ohne sonderliches Überlegen aus dem Gedächtnis heraus schnell und exakt angewendet werden können. Erst danach sollte man sich der nächsten Gruppe zuwenden.

Das ist in diesem Fall die Befreiung aus Würgegriffen. Vorweg sei gesagt: Sobald der Angreifer nach dem Hals faßt, um zu würgen, muß als erste Abwehrreaktion sofort die Kau- und Halsmuskulatur angespannt und möglichst auch der Kopf eingezogen werden. Darüber hinaus sollte sich der Verteidiger mit dem ganzen Körper leicht auf jene Seite drehen, von der er die Abwehraktion einleiten will. Damit wird der Griff des Gegners für einen Moment gelockert.







SELBSTVERTEIDIGUNG (II)

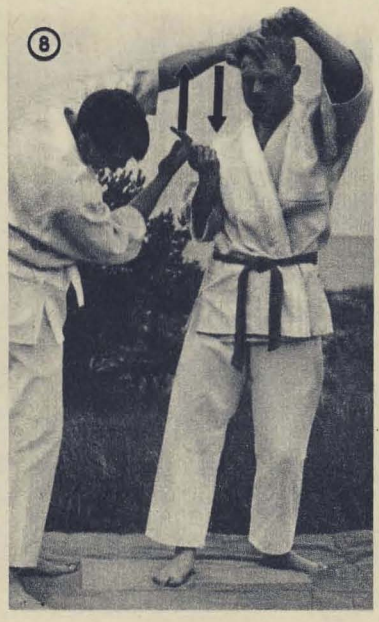
Auf Bild 4 würgt der Angreifer mit der rechten Hand. Mit meiner Rechten ergreife ich von oben her die Kleinfingerseite der rechten Hand des Gegners, wobei mein Handballen fest auf dem gegnerischen Handrücken liegen muß. Meine linke Hand stemme ich mit abgespreiztem Daumen von unten gegen Ukes rechten Ellenbogen (5). Danach drehe ich mich auf dem rechten Fuß um neunzig Grad nach rechts, ziehe die gegnerische Rechte von meinem Hals weg und schiebe seinen rechten Ellenbogen nach vornunten (6). Gleichzeitig setze ich den linken Fuß vor des Gegners Beine weit nach links und beuge, mehr noch als auf dem Foto, sehr stark die Knie. Dadurch kommt Ukes rechter Unterarm auf meinen rechten Oberschenkel zu liegen, so daß ich seinen Oberarm (bzw. das rechte Schultergelenk) auf meinen linken Oberschenkel drücken kann. Außerdem drücke ich mit der rechten Hand Ukes rechtes Handgelenk nach innen (Handhebel). Damit ist der Gegner wehrlos geworden und sein Versuch, mich zu würgen, gescheitert.

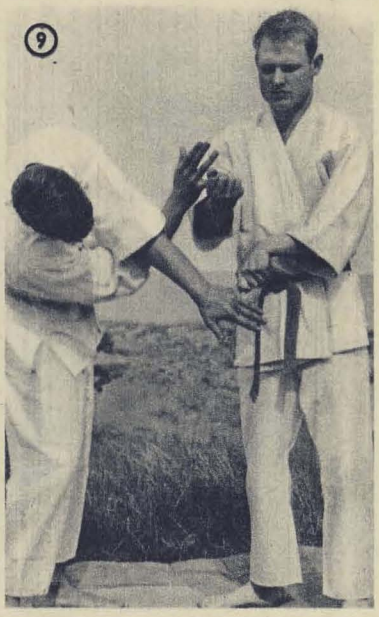
Die zweite Variante: Würgen mit beiden Händen von hinten. Als erstes schiebe ich die Daumen unter die kleinen Finger des Angreifers, greife sie und biege sie nach außen. Durch den starken Schmerz löst der Gegner seinen Griff. Sobald das geschehen ist, drehe ich mich um 180 Grad nach rechts (Pfeilrichtung) und hebe, weiterhin den kleinen Finger festhaltend, die linke Hand des Gegners über meinen Kopf hinweg (8). Mit dem Fingerhebel halte ich des Angreifers Schmerz weiter aufrecht und kreuze seine Unterarme so, daß seine Ellenbogengelenke aufeinander zu liegen kommen (9) und sein Widerstand gebrochen ist. Dieser Griff ist, wie alle Fingerhebel (und auch die Handhebel), sehr gefährlich. Er muß deshalb besonders vorsichtig und behutsam geübt und sollte im Training nie bis zum größten Schmerz geführt werden.

Beschließen wollen wir unseren heutigen „Unterricht" mit zwei Hinweisen, wie man sich schnell und einfach aus einer Umklammerung befreien kann.

Ein Mann hält mich von vorn fest umschlungen, ohne jedoch meine Arme zu blockieren. Folglich stemme ich zunächst beide Fäuste unter das Kinn des Gegners (10), stoße es kraftvoll nach oben und anschließend weit von mir weg (11), so daß er seinen Griff zwangsläufig lösen muß.

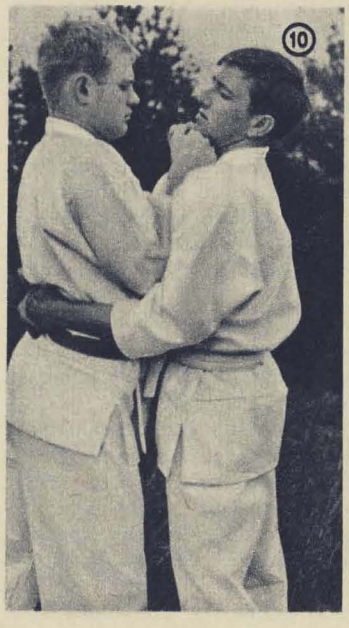
Und nun die Umklammerung von hinten. Als

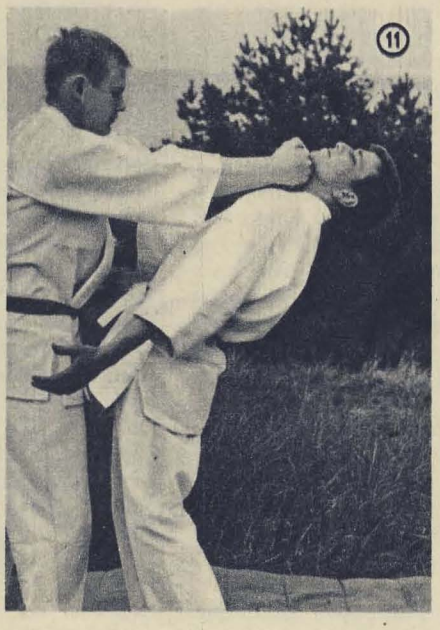




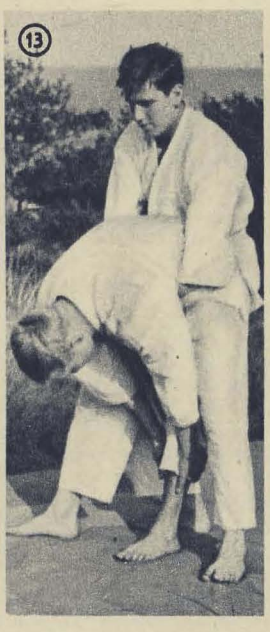
erstes versetze ich dem Gegner mit dem Hinterkopf einen Stoß ins Gesicht (im Training nur andeuten! Verletzungsgefahr!) und hebe zur Täuschung beide Arme hoch (12). Danach beuge ich mich blitzschnell weit nach vorn und greife zwischen meinen Beinen hindurch mit beiden Händen Ukes linken Fußknöchel (13). Schwungvoll ziehe ich seinen Fuß nach vorn-oben und drücke mit meinem Gesäß sein Becken nach hinten (14). Dadurch kippt der Angreifer hintenüber und fällt auf den Rücken. Sobald er liegt, greife ich mit der linken Hand von oben seinen Fuß, lege den rechten Unterarm unter seinen Knöchel und umfasse mit der rechten Hand mein linkes Handgelenk (15). Auf diese Weise habe ich einen Fußschlüssel angesetzt. Er wird wirksam, wenn ich mit der linken Hand nach unten drücke und mit dem rechten Ellenbogen gleichzeitig nach oben ziehe.

Ganz kurz noch ein paar Worte, was man tut,



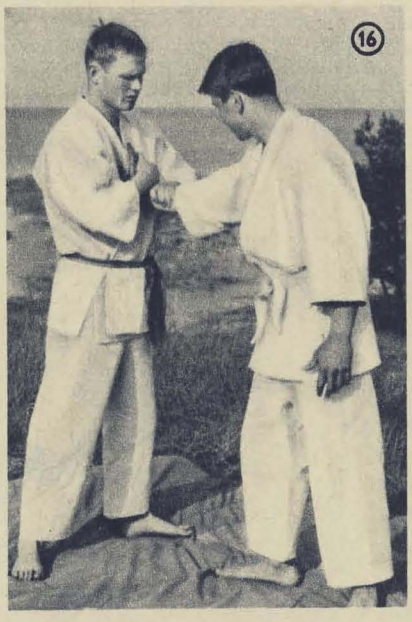


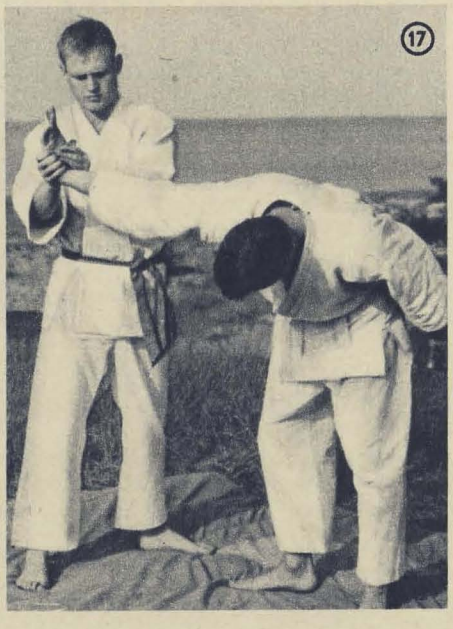
Judo-Schule



wenn man – wie in diesem Fall – mit einer Hand, durch Stoß vor die Brust, angerempelt wird. In dem Moment, da die Hand des Gegners meine Brust berührt, fasse ich mit der Linken sein Handgelenk und mit der Rechten die Kleinfingerseite seiner Hand (16). Unmittelbar danach verdrehe ich den rechten Unterarm des Angreifers im Uhrzeigersinn so weit es irgend geht; sobald seine rechte Handfläche nach oben zeigt, erfasse ich mit der linken Hand seinen Daumenballen und hebele seine Hand mit Daumendruck nach unten (17), d. h. ich drücke mit den eng aneinanderliegenden Nagelgliedern meinen Daumen kräftig auf die Köpfchen der Mittelhandknochen des Mittel- und Ringfingers.

Damit soll's für heute genug sein. Im nächsten Heft befassen wir uns damit, wie man aus einem „Schwitzkasten" herauskommt. Bis dahin viel Spaß und Erfolg beim Üben.





Das Double

Hauptfeldwebel Wauer hielt sehr auf die Diensthunde der Kompanie. Ständig ermahnte er die Genossen, sie sorgfältig zu füttern, die Ausbildung nicht zu vernachlässigen und – vor allen Dingen – auf den sicheren Verschluß der Zwinger zu achten.

„Ein Diensthund ist wertvolles Volkseigentum, aber das kann er nicht wissen ... klar?" So pflegte er es den Soldaten immer wieder einzuschärfen. Kein Wunder, daß ihm die Kompanie den Spitznamen Wauwauer angehängt hatte.

An einem der ersten richtigen Frühlingsmorgen war es, als der Hauptfeldwebel der Haltestelle zustrebte, von der aus ein Linienbus zur Kompanie verkehrte.

Mit den Gedanken schon beim bevorstehenden Morgenappell, sichtete er plötzlich – fünfzig Meter feldeinwärts – einen gelbschwarz gezeichneten Schäferhund.

„Das kann doch nur ...", flüsterte er vor sich hin, „das kann doch nur unser Rolf sein ..." Da hat doch der Bändler, dieses leichtsinnige Huhn, wieder mal den Zwinger nicht richtig dicht gemacht, ging es ihm durch den Kopf. Als Mann von schnellen Entschlüssen ließ er Sekunden später seine hochphonige Hauptfeldwebelstimme ertönen: „Rolf ... Rooolf!! Hiiierheer!!" Der schwarzgelbe Bursche, drüben auf der Saat, spitzte die Ohren. Kurz auf der Hinterhand kehrtmachend, setzte er sich – zunächst zögernd, dann mit kräftigen Sätzen – in Bewegung. Aufatmend packte ihn Wauer bei der Halskrause. Verdammt, die Sache wird gar nicht so einfach, nicht einmal das Halsband hat der Ausreißer um ... Er kramte in seiner umfangreichen Aktentasche, klaubte ein Ende Paketschnur heraus, knüpfte eine offene Schlinge und streifte sie Rolf über die immer noch aufmerksam gespitzten Ohren. An der Bushaltestelle gab es schmunzelnde Gesichter über das seltsame Gespann: Hauptfeldwebel Wauer mit Diensthund an einer Strippe ...

Wauer schickte sich an – als der IKARUS seine Tür aufklappen ließ – den Bus zu besteigen.

„Der Hund kommt hier nicht 'rein ... das ist Vorschrift!" So lautete der energische Protest des Busfahrers. Wauer war zunächst sprachlos. Dann brach eine Lektion über die Bedeutung eines Diensthundes im allgemeinen, über den materiellen und militärischen Wert, seine prinzipiellen Aufgaben und so weiter und so weiter ... über den Kraftfahrer herein.

„Wollen Sie nun immer noch ablehnen, ein militärisches Objekt zu befördern ... oder?" Das „oder" ließ der Hauptfeldwebel schön langsam ausklingen.

Der Busfahrer wollte es natürlich nicht mit dem Verteidigungsrat zu tun bekommen und ließ das Paar einsteigen.

„Uff", stöhnte der Hauptfeldwebel, „geschafft!" Er tätschelte Rolf den Kopf und dachte dabei an den Gefreiten Bändler, nur würde er den wohl kaum gleichermaßen zart behandeln.

In der Kompanie gab es erstaunte Blicke, Grinsen, unterdrücktes Gelächter, Wauer ließ sich nicht stören.

„Diensthabender! Sofort den Gefreiten Bändler zu mir! Klar?" Hinter dem Schreibtisch hatte es sich Rolf inzwischen bequem gemacht.

Wauer starrte auf die Uhr und wartete. Wo nur Bändler, dieser lahme Sprinter, bleibt.

Telefon zur Hand.

„Was sagen Sie?" Der Hauptfeldwebel grinste in sich hinein. „Der Bändler sucht seinen Rolf ... ausgezeichnet. Ausgebrochen? Soso."

Wauer stopfte seine Pfeife, als er draußen auf dem Flur zögernde Schritte vernahm. Das mit der Pfeife war ein psychologischer Trick von ihm. Wenn er, ab und zu tiefe Züge nehmend, dicke Rauchwolken in Richtung des mehr oder minder schuldbewußten Übeltäters blasen konnte, war etwas von einem Sherlock Holmes an ihm. Es klopfte. Leise, dann energischer ...

„Genosse Hauptfeldwebel, Gefreiter Bändler auf Ihren Befehl zur Stelle!"
Tiefer Zug aus der Pfeife, schwere, graublaue Nortakwolke in Richtung Bändler.
„Diensthund Rolf ausgebrochen, wollen Sie wohl nicht melden ... Genosse Bändler, hmmm?"
Neue Rauchwolke.
Bändler schluckte. „Jawohl, Genosse Hauptfeldwebel, aber ich habe doch sofort, dann bin ich ... und ich dachte ja gleich ... weil ..."
Mit einer weiteren, weitaus kräftigeren Wolke Nortak-Spezial brachte er Bändler zunächst zum Schweigen.
„Hören Sie mal zu, Genosse Bändler", der Pfeifenstiel zielte genau auf die Brust des Delinquenten, „wenn Sie Ihren alten, immer wachsamen Wauer nicht hätten, könnten Sie sich jetzt auf einen anständigen Regreß vorbereiten."
Er klopfte die Pfeife mit zwei mächtigen Hieben auf dem Rand des massiven Aschers aus, schmunzelte, zwinkerte Bändler versöhnlich zu und zog ihn um den Schreibtisch herum. Dort lag noch immer Rolf, hatte die Augen leicht blinzelnd geöffnet, ohne sich sonst zu mucksen.
„Na, schon gut, Bändler. Nehmen Sie ihn mit, und machen Sie mir ja den Zwinger anständig dicht. Klar? Wir sprechen uns dann noch!"
Bändler stand wie erstarrt.
„Aber Genosse Hauptfeld, aber ... ich bin doch ohne den Rolf hergekommen. Der kann doch nicht durchs Schlüsselloch ... versteh ich nicht ... also ..."
Wauer, der im Grunde froh war, dem Gefreiten nichts von seinem Wehrsold abknapsen zu müssen, war nun an der Reihe sich zu wundern.
„Was spinnen Sie hier 'rum ... wissen Sie, ohne Rolf hergekommen ..."
Bändler begann mit den Armen zu rudern. „Aber der Rolf ist doch im Zwinger! Ich hab' ihn doch gleich gefunden, er saß vor dem Karnickelloch an der Kartoffelmiete ... ich hab ihn gleich ..." Er machte eine Handbewegung, als würde er eine Fliege von der Wand fangen. „Kartoffelmiete, Karnickellöcher!" Wauer verlor zusehends seine gute Laune. „Holen Sie doch Ihren Rolf her, wenn er im Zwinger liegt, bitte, bitte ... aber der bleibt hier", und er hielt beide Hände über den erstaunt um sich sichernden Hund.
„Zu Befehl, Rolf herholen!"
Bändler machte eine fast zufriedenstellende Kehrtwendung. Inzwischen machte sich Rolf über des Hauptfeldwebels Frühstücksbrot her, das der für ihn geopfert hatte. Doch noch bevor er die letzten Brocken verschlungen hatte, stand Bändler wieder in der Tür. An seiner Seite, vorschriftsmäßig, mit kurzer Leine und Beißkorb — Diensthund Rolf!
Wauer vergaß an seiner kalten Pfeife zu saugen. Was soll das? Will ihn der Gefreite auf den Arm nehmen?
Der zu seinen Füßen liegende Hund vergaß plötzlich weiter seine Lefzen zu lecken und begann drohend in Richtung des anderen Rolf zu knurren. Der Hauptfeldwebel angelte rasch nach der Paketschnur, um zu verhindern, daß die beiden Rüden aufeinander losgingen.
Bändler stand bescheiden da.
„Würden Sie vielleicht mal im Ohr nachsehen, Genosse Hauptfeldwebel ... dann könnte man doch sozusagen ..."
Wauer traf es wie ein Blitz. Er unterdrückte einen Fluch. Verdammt, an die Tätowierung im Ohr hatte er nicht gedacht. Die trug doch jeder Diensthund.
Er bückte sich zögernd, griff nach dem Kopf seines vermeintlichen Rolf — und fand nichts, keine Tätowierung, nur ein Stück unbeschriebenes Hundeohr.
Wauer suchte nach seinem Nortakpäckchen.
„Ja, hmm ... also treten Sie weg, Genosse Bändler, und machen Sie mir den Zwinger anständig ...", er winkte ab.
Das Telefon schrillte.
„Genosse Hauptfeldwebel, ich verbinde. Der ABV ist dran!"
„Ach du, Anton, ... hmm, Morgen, was gibt's? Waas? Hund geklaut? Ach, vom Feld weg. Soso, einer in Uniform. Wer hat das gesehen? Ach, der Eigentümer, der Scholz Otto. Hmm. Hat ihn nicht erkannt? Tja, dumme Sache."
Der Hauptfeldwebel legte den Hörer auf die Gabel und machte sich bereit, dem Kompanie-

Zeichnungen: Muzeniek

chef Meldung zu erstatten. Der falsche Rolf saß vor ihm, die Ohren gespitzt, den Blick sehnsuchtsvoll auf die dicke Aktentasche Wauers gerichtet.

„Na komm schon, du Blindgänger!" Er faßte die Paketschnur fester und murmelte vor sich hin: „... Hauptfeldwebel klaut Schäferhund des Genossenschaftsbauern Otto Scholz. Schöne Sch ..."

Das Weitere ging unter, da er an seiner Pfeife ziehen mußte, die leider schon wieder kalt war.

Hauptmann Erhard Dix

Bergers Mißgeschick

Gefreiter Jürgen Berger sah Rita auf der Festung K. zum erstenmal. Sie stand an der Brüstung und schaute hinunter ins Tal, wo sich die spielzeugkleinen Häuser an den Hang duckten. Sie hatte langes schwarzes Haar, das locker bis zu den Schultern wallte. Leichter Wind bauschte ihr dünnes Sommerkleid.

Gefreiter Berger stand dicht neben ihr. Er hörte nicht auf die Worte des Rundgangführers. Er starrte nur auf Rita, fixierte ihr hübsches, sonnengebräuntes Gesicht, ihre kleine kecke Nase, ihre vollen roten Lippen. Er spürte, wie sein Herz rascher hämmerte, und wartete auf eine günstige Gelegenheit, sie anzusprechen.

Als sich der Besucherstrom wieder weiterwälzte, rückte Berger näher an Rita heran und sagte: „Ein wunderbarer Ausblick, nicht wahr?" Er ärgerte sich der plumpen Worte, biß sich auf die Lippen. Rita sah ihn an. Ihr Blick verwirrte ihn. „Ja, es ist schön hier", erwiderte sie. „Sie sind das erstemal hier?" fragte er hastig. „Ja, das erstemal." Sie musterte ihn wieder. Langsam schlenderten sie hinter den anderen Besuchern her. Berger knüpfte ein neues Gespräch an. Sie sprachen über das Wetter und den Urlaub. Er erfuhr, daß Rita bei ihrer Tante die Ferien verbrachte. Sie gefiel dem Gefreiten immer mehr. Ihre Nähe machte ihn befangen. Als der Rundgang zu Ende war, sagte Jürgen: „Durch die Führung haben Sie leider nur die Hälfte gesehen und erfahren. Es gäbe noch vieles zu besichtigen ..."

„Es würde mich schon interessieren. Nur ..."
„Ich würde Sie begleiten", sagte Jürgen schnell. „Ich kenne hier jeden Weg und Steg ..." Gespannt beobachtete er sie.

Rita zögerte. Dann sah sie ihm ins Gesicht. „Ich nehme Ihren Vorschlag an."

Langsam bummelten sie durch die Anlagen. Am Wegrand blühte Jasmin. Auf einem Buchenast plusterten sich Sperlinge.

Sie stiegen mehrere Treppen hinab. Dann standen sie vor einem langgestreckten Gebäude. Von den alten Gemäuern bröckelte der Putz.

„Das sind die Kasematten", erklärte Jürgen. „Früher lagen hier Pestkranke."

„'n bißchen unwirtlich."

„Wollen Sie es sich nicht ansehen?" fragte Jürgen beflissen.

Er deutete auf den Eingang.

„Nach Ihnen", Rita lächelte.

Jürgen trat einen Schritt rückwärts. Noch immer sah er in Ritas Augen. Da passierte es. Er strauchelte über die Schwelle und stürzte rücklings in den halbdunklen Raum. Rita lachte übermütig auf. „Warum so hastig?" spottete sie.

Er rappelte sich auf und klopfte den Staub von der Uniform. Sorgsam stülpte er die Mütze auf den Kopf. Dann zog er fahrig das Taschentuch heraus, um seine Hände zu säubern. Einige Geldstücke klimperten zu Boden. Rita bückte sich rasch und hob sie auf.

„Lassen Sie nur", sagte Jürgen. „Ich klaub's schon zusammen."

Da stand sie aber schon wieder vor ihm und reichte ihm drei Markstücke. „Sie gehen aber wenig sorgsam mit Ihrem Geld um", tadelte sie. „Vielleicht ist es auch mit anderen Dingen so ..." Sie fixierte ihn mit lauerndem Blick. „Denken Sie nicht so schlecht über mich", bat er und machte eine hilflose Geste. „Gehen wir weiter?"

Da zeigte sie ihre rechte Hand vor und sagte: „Sehen Sie!" An ihrem Mittelfinger leuchtete ein goldener Trauring. Verblüfft starrte Jürgen auf Ritas Hand. Dann stammelte er, und Röte floß in sein Gesicht: „Das ist ja ..." — „Ihr Ehering", ergänzte Rita spöttisch. „Sie hatten ihn nicht besser aufbewahrt als das Geld. Er fiel mit den Münzen zu Boden. Dabei", sie lächelte ironisch, „brauchen Sie ihn doch sicherlich noch."

Stefan Schoblócher

Tränen

Sie weinte, als ich von ihr ging.
Sie wollte mich nicht missen.
Die Tränen rollten bis zum Mund.
Ich trank sie auf mit Küssen.

Sie schrieb mir Briefe, ellenlang,
erst klagevoll, dann heiter ...
Und zwischen ihren Zeilen stand:
Das Leben geht doch weiter.

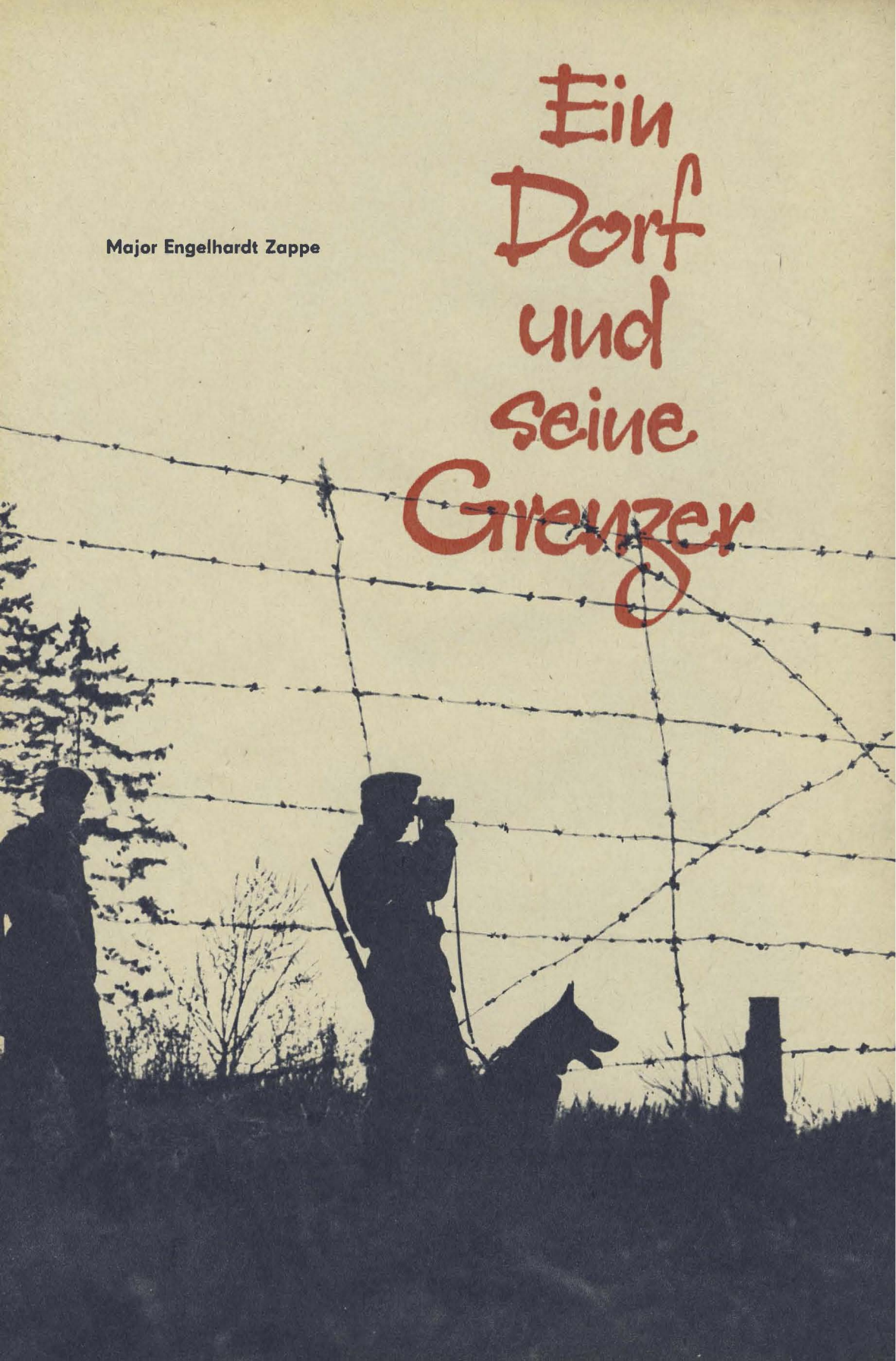
Ich schrieb ihr Briefe, kurz und lieb.
(Die Freizeit war bemessen!)
„Hab Dank für Deinen frohen Mut,
ich werd Dich nicht vergessen."

Sie weinte immer, wenn ich ging ...
Doch muß ich wohl erwähnen:
Als ich entlassen zu ihr kam,
da rannen Freudentränen.

Jürgen Schepeler

Ein Dorf und seine Grenzer

Major Engelhardt Zappe



LPG-Bauer Hans Eichhorn, ein Feldbaubrigadier mit Grenzeraugen, im Gespräch mit dem Gefreiten Manfred Lang, einem Soldaten „seiner" Kompanie.

Emstadt ist eines der vielen Dörfer entlang der Staatsgrenze unserer Republik zu Westdeutschland. Es liegt am Südhang des Thüringer Waldes im Kreise Sonneberg. Die 240 Einwohner verteilen sich auf die drei Ortsteile Truckendorf, Görsdorf und Emstadt. Die LPG „Heimattal", 1952 als eine der ersten im Kreisgebiet gegründet, bewirtschaftet heute 351 ha Land, davon 204 ha Ackerland. Zum größten Reichtum des Dorfes gehören die 108 Rinder und 120 Schweine, die in den Ställen stehen. Mit ihren von Jahr zu Jahr wachsenden Produktionsleistungen schufen sich die Genossenschaftsbauern von Emstadt einen Wohlstand, von dem sie vorher nie zu träumen gewagt hätten. Fast in jedem Haushalt steht ein Fernsehapparat. Während früher nur der Fleischer ein Auto besaß, sind heute 17 Emstädter stolze Besitzer eines „Trabant" oder „Wartburg", wozu noch eine ganze Anzahl Motorräder kommt. Für ihre fleißige Arbeit im NAW – im vergangenen Jahr entfielen auf jeden Bewohner über 200 Mark zusätzlich geschaffene Werte, vorwiegend bei der Einrichtung eines Jugendheimes und beim Bau eines Feuerlöschteiches – erhielten sie die Wanderfahne des Kreises.

Aber die Emstädter wissen nicht nur, wie sie ihren Wohlstand und Reichtum mehren müssen, sie unternehmen auch alles, um ihn schützen zu helfen. Als Grenzbewohner pflegen sie einen engen Kontakt zu den Soldaten ihrer Grenzkompanie. Davon zeugt ein Foto, welches seit vorigem Jahr an würdiger Stelle im Dorfgasthaus hängt, wo sich jahrzehntelang ein Hirschgeweih befand. Das Foto zeigt, wie unser Staatsratsvorsitzender Walter Ulbricht von Armeegeneral Hoffmann und Admiral Verner ein Geschenk der Angehörigen der Nationalen Volksarmee entgegennimmt. Es wurde der LPG Emstadt für ihre guten Leistungen bei der Sicherung der Staatsgrenze vom Kommandeur des Grenztruppenteils überreicht.

Auf der Straße der Gemeinsamkeit

Die gute Zusammenarbeit zwischen den Genossenschaftsbauern und den Grenzsoldaten von Emstadt entwickelte sich nicht von heute auf morgen. Sie ist vielmehr das Ergebnis eines langjährigen Prozesses, der seinen Anfang nahm, als die Grenzer ins Dorf kamen.

Es war in den fünfziger Jahren, als an der Staatsgrenze zu Westdeutschland eine stabile Grenzordnung notwendig wurde, um die friedliche Arbeit der Bürger unserer Republik vor den von Westdeutschland ausgehenden Störversuchen zu sichern.

Für die Bauern von Emstadt bedeutete das, daß sie u. a. jetzt für die Arbeit auf dem Felde Passierscheine brauchten, die eines Antrages und einer Genehmigung bedurften. Obendrein mußten die Grenzer noch im Dorf untergebracht werden. Gar mancher hatte drüben, in den Dörfern hinter der Grenze, Verwandte, die er nun nicht mehr besuchen konnte. Schwierigkeiten, die den Bauern nicht in den Kram paßten, über die sie die Notwendigkeit der Sicherungsmaßnahmen nicht gleich erkannten.

Aber auch die Grenzkompanie hatte ihre Sorgen, wie in der Chronik nachzulesen ist. Dort heißt es u. a.: „Die Kompanie wurde 1952 errichtet. Da die Baracke nicht ausreichte, mußte die Hälfte der Genossen im Dorf untergebracht werden. Wasser war nicht vorhanden, es wurde aus der 2 km entfernten Weihersmühle herbeigeschafft. Die sanitären Anlagen waren unzureichend. Erst später wurde eine 680 Meter

lange Wasserleitung gebaut und 1953 eine zweite Baracke errichtet."

Hauptfeldwebel Manfred Körnig, von den Bauern nur „der Spieß" genannt, hat diese Zeit miterlebt. Er gehört gewissermaßen zum „alten Inventar" der Kompanie wie auch des Dorfes.

„Natürlich gab es auch damals eine gewisse Zusammenarbeit", berichtet er. „Aber sie beschränkte sich nur auf das Allernotwendigste, wie den Bau der Wasserleitung. Wir nahmen zwar an Versammlungen des Dorfes teil und führten bestimmte Absprachen mit dem Bürgermeister, doch war das alles nur sporadisch."

So schmorte also jeder, Grenzer und Bauern, im Saft der eigenen Schwierigkeiten, und es fiel ihnen schwer, einen Weg zu ersprießlicher Zusammenarbeit zu finden. Die Bauern sahen in den Grenzern meist nur die Unannehmlichkeiten, die mit ihnen ins Dorf gekommen waren, und sie gingen ihnen lieber aus dem Wege, wenn sie ihnen auf der Straße oder auf dem Feld begegneten. Dieses gewittrige Klima wurde noch durch das Verhalten einzelner Grenzer genährt. Auf ihren Streifenwegen nahmen sie keine Rücksicht auf bestellte Felder und brachten nicht den Mund auf zu einem freundlichen „Guten Tag", wenn sie die Bauern trafen.

Wie kann diesem unerträglichen Zustand ein Ende bereitet werden? Wie kommen Soldaten und Bauern auf einen Nenner? Das fragten sich Hauptfeldwebel Körnig, gleichzeitig Parteisekretär der Kompanie, und Genosse Kirchner, der Parteisekretär des Dorfes. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn sie nicht zu einem fruchtbaren Miteinander kämen.

Den Auftakt bildete eine gemeinsame Mitgliederversammlung beider Parteiorganisationen. „Wir sichern die Grenze gemeinsam! Bei uns kommt keiner durch!" Unter diesem Motto zogen die Genossen Bilanz und beschlossen die nächsten Aufgaben für die engere Zusammenarbeit.

Als unmittelbares Ergebnis ihrer Beratung entstand im Grenzgebiet eine neue Straße, die man Straße der Gemeinsamkeit nennen könnte. Bauern und Soldaten arbeiteten Hand in Hand. Sie erleichterte den Bauern die Zufahrt zu ihren Feldern und den Grenzsoldaten den Anmarsch zu ihren Postenbereichen.

Im vergangenen Jahr halfen die Soldaten mit über 3000 Arbeitsstunden den Bauern bei der Ernte. Auch der Feuerlöschteich entstand durch gemeinsames Zupacken. Darüber hinaus sorgen seitdem die LPG-Bauern für die Instandhaltung von Grenzsicherungsanlagen: Sie nahmen den Kontrollstreifen in persönliche Pflege und pflügten ihn regelmäßig um.

Durch diese enge Zusammenarbeit festigte sich das Vertrauensverhältnis zwischen den Bauern und den Grenzsoldaten. Das zeigt sich deutlich am Verhalten des Bauern Hennecke. Vor Jahren noch wollte er von den Grenzern nicht viel wissen. Er meinte, sie hätten zwei linke Hände, wenn es um die Arbeit ginge. Heute jedoch ist er, ebenso wie die LPG-Mitglieder Licht, Schmidt und Eichhorn, einer der besten Grenzhelfer des Dorfes.

Kürzlich hielten ihn zwei fremde Personen an und fragten ihn, wo die Grenzkompanie liege. Kurzerhand verlangte er zuerst einmal ihre Ausweise. Als sie ihm das verweigern wollten, sagte er ihnen:

„Hier, wo ich stehe, ist die Grenzkompanie. Ich bin Bewohner des Grenzgebietes und habe ein Recht darauf, ortsfremde Personen zu kontrollieren."

Bei uns kommt keiner durch

Es ist Sonntag, noch früh am Morgen. Nur allmählich weicht die Dunkelheit dem heraufziehenden Tag. Im Dorf ist alles noch ruhig.

Nach dem Wetter Ausschau haltend, tritt der Traktorist Walter Licht, einer der Grenzhelfer von Emstadt, vor die Haustür und beginnt seinen morgendlichen Rundgang über den Hof zum Stall. Freudig begrüßt ihn der Hund, der wie toll umherspringt, als er ihn von der Kette losmacht.

„Es ist ja gut, beruhige dich nur", streichelt Walter Licht dem Hund das Fell. Aber was mag er nur haben, denkt er, als der Hund bellend zur Hoftür rennt. Zögernd folgt er ihm und schiebt den Riegel zurück. Nichts ist zu sehen. Schon will sich Walter Licht wieder umdrehen und in den Hof zurückgehen, da nimmt er undeutlich die Umrisse einer Person wahr. Nanu? Ein Fremder am Sonntagmorgen? Und so dicht am Zaun? Er geht auf die Person zu.

„Wo wollen Sie denn hin?" — Keine Antwort.

„Sie befinden sich im Grenzgebiet! Ich frage Sie noch mal, wo wollen Sie hin?"

Der Fremde kommt näher. Mit langschweifigen Ausführungen versucht er, der konkreten Frage des Bauern auszuweichen. Doch Walter Licht läßt sich auf seine Erklärungen nicht ein.

„Gehen Sie vorneweg! Ich bringe Sie zur Grenzkompanie!" Kurz und bestimmt sind seine Worte.

Kurze Verständigung mit seiner Frau, die inzwischen in der Haustür erschienen war. Dann macht sich Walter Licht mit dem Fremden und dem Hund an der Seite auf den Weg.

Währenddessen klingelt in der Grenzkompanie das Telefon. Eine aufgeregte Frauenstimme: „Kann ich bitte den Spieß sprechen?"

„Einen Moment bitte!"

„Nicht mal am Sonntagmorgen kann man sich in Ruhe rasieren", knurrt Hauptfeldwebel Körnig in seinen bereits eingeseiften Bart und greift zum Hörer.

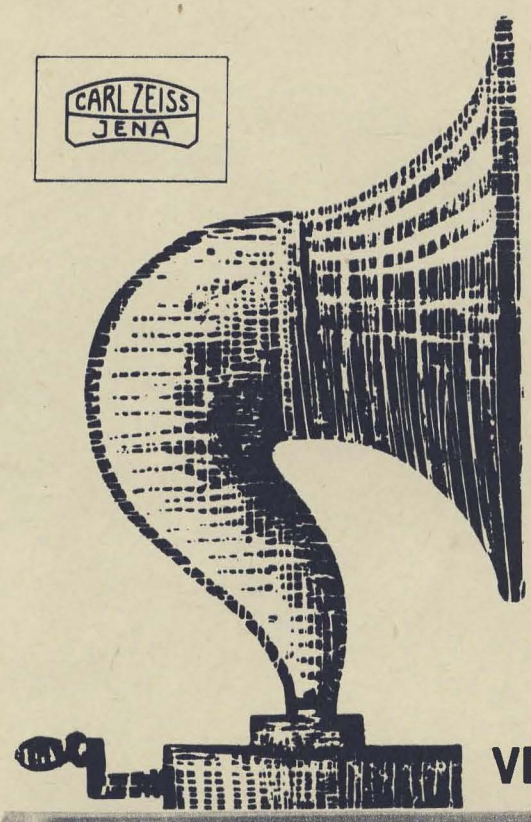
„Hier spricht Frau Licht. Mein Mann hat soeben eine verdächtige Person festgenommen und ist damit auf dem Wege zur Kompanie. Schickt doch bitte jemand entgegen."

„Wird gemacht, Frau Licht. Und vielen Dank für den Anruf!" Kurze exakte Befehle folgen. Wenige Minuten später rollt schon das Einsatzkommando aus der Kompanie.

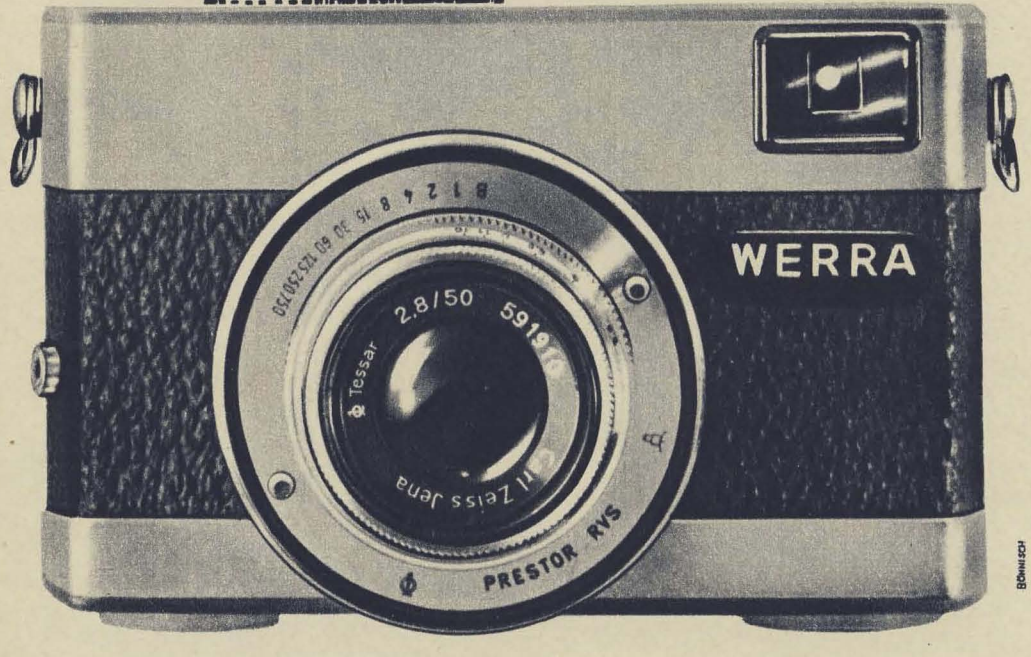
Wie lautete doch das Motto der Emstädter Bauern und der Grenzsoldaten? „Wir sichern die Grenze gemeinsam! Bei uns kommt keiner durch!"

CARL ZEISS JENA

IHRE KAMERA EINE WERRA



VEB Carl Zeiss JENA



Ungarische Hochzeit

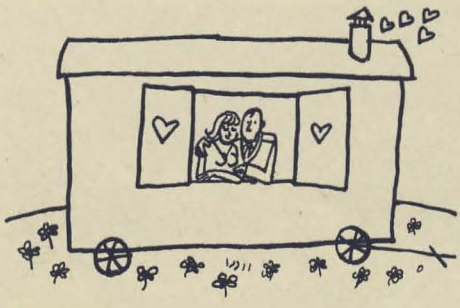
Marika aus dem Pußtaland
ist froh gestimmt und bräutlich,
denn sie verschenkt heut Herz und Hand,
das Mädchenkleid hängt an der Wand,
und gleich wird allen deutlich: ....

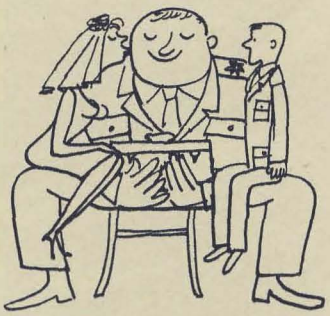
... es ist bei einem Hochzeitsglück
das Feiern stets das Schwerste,
doch sie behält in jedem Stück
die Laune und den Überblick
und stärkt sich mal fürs Erste.

Die Säbel fliegen in die Höh'
und kreuzen sich zum Dache.
Die Ungarische Volksarmee
macht hier die Liebe und die Eh'
zu ihrer Ehrensache.

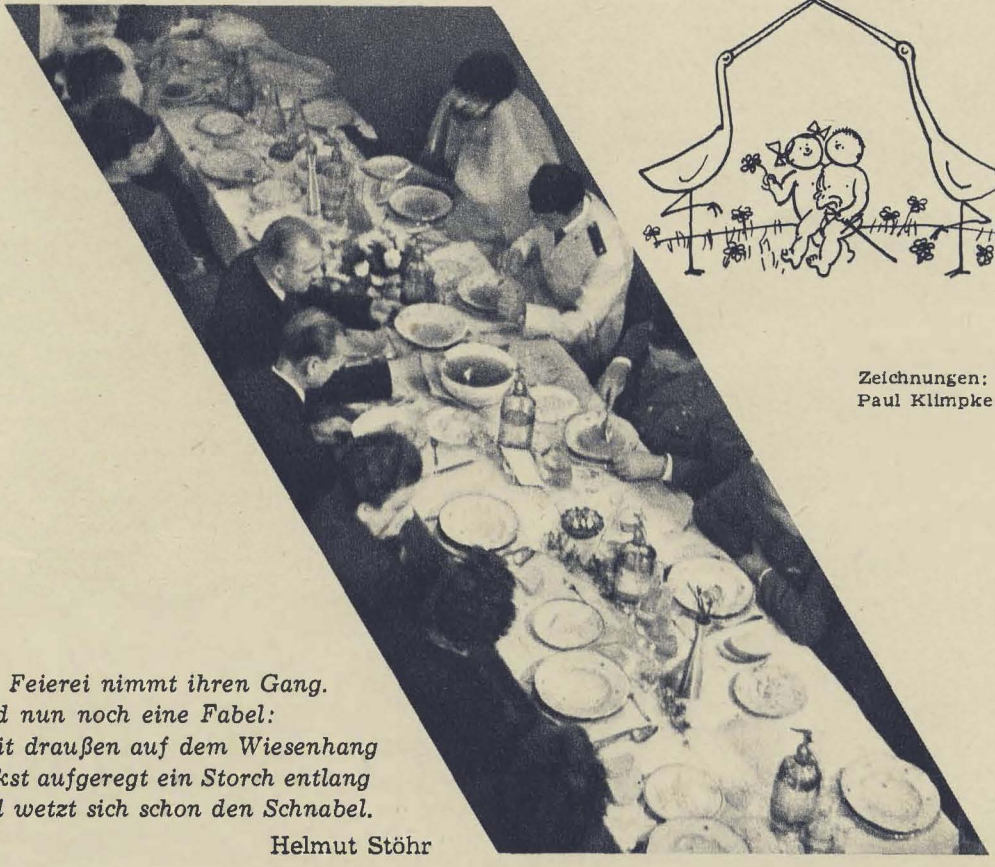
Jetzt stimmt man in das Ja-Wort ein,
hier zwitscherhell, dort tief.
Der Zustrom ist ja gar nicht klein,
drum segelt man ins Glück hinein
per Pärchen-Kollektiv.

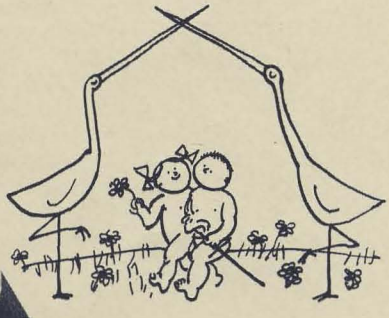
Auch Julischka aus Budapest
besiegelt hier und heute
den Antrag auf ein Ehenest.
In Ungarn gibt es, stell'n wir fest,
auch hübsche b l o n d e Bräute.





Der Kommandeur verliert sich nicht
in langen Glückwunschreden;
er fühlt sich voller Vaterspflicht
und hat 'nen Kasten von Gewicht
für jede und für jeden.

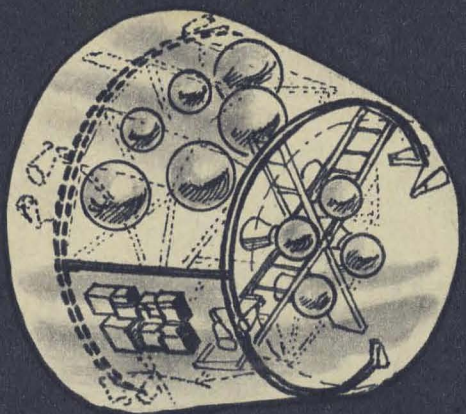




Zeichnungen:
Paul Klimpke

Die Feierei nimmt ihren Gang.
Und nun noch eine Fabel:
Weit draußen auf dem Wiesenhang
stakst aufgeregt ein Storch entlang
und wetzt sich schon den Schnabel.

Helmut Stöhr



Gemini-Kapsel:
Vorn die eigentliche Raumkapsel,
dahinter der Adapter.

HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Das Programm der „ZWILLINGE"

Die Bemühungen der USA, den sowjetischen Vorsprung in der Raumfahrt aufzuholen, der mit sechs „Wostok"-Einsätzen und zwei „Woschod"-Unternehmen errungen wurde, traten mit dem 1962/63 offiziell angelaufenen „Gemini"-Programm in eine neue Phase. Bei den dazu entwickelten 2-Mann-Raumkapseln (daher die Bezeichnung „Gemini", lat. Zwillinge) ging man von den Erfahrungen aus, die mit den vorangegangenen vier 1-Mann-Flügen in „Mercury"-Kapseln gesammelt werden konnten. Das neue Versuchsprogramm soll sozusagen eine Brücke zum weitgesteckten Ziel zukünftiger bemannter Mondflüge („Apollo"-Programm) schaffen helfen.

Dieses Versuchsprogramm hat im wesentlichen zwei Schwerpunkte, deren erster im Bereich der Raumflugtechnik liegt. Es geht dabei zunächst ganz allgemein um die Erprobung von Raumflugkörpern für mehrköpfige Besatzungen, vor allem ihres Ausrüstungs- und Versorgungssystems. Außerdem sollen besonders Verfahren und Geräte erprobt werden, die für die Rendezvoustechnik bedeutungsvoll sind. Letztere spielt bekanntlich in allen Zukunftsprojekten der Raumfahrt eine wesentliche Rolle, vornehmlich auch bei bemannten Flügen zum Mond. Weiterhin werden Konstruktionsteile und Geräte erprobt, die unmittelbar bei späteren Mondflügen verwendet werden sollen.

Der zweite Schwerpunkt des Gesamtprogramms hat die Erweiterung des Erfahrungsbereichs auf bioastronautischem Gebiet zum Ziel. In dieser Richtung war der Rückstand der amerikanischen Raumfahrtforschung gegenüber der sowjetischen besonders groß und schwerwiegend, da bis zum ersten „Gemini"-Flug die Sowjetunion rund 332 Raumflugstunden erzielt hatte, die USA dagegen nur rund 53. Das „Gemini"-Programm sieht daher Flüge mit zunehmender Dauer (zunächst von 1 bis 7 Tagen) vor, die raumfahrtbiologische Erfahrungen über die Reaktionen des menschlichen Organismus bei längerem Raumaufenthalt liefern sollen. Neben anderen Untersuchungen wird dabei auch das Zusammenwirken von mehreren Mitgliedern einer Raumschiffbesatzung geprüft. Dieser Problemkreis wurde von der Sowjetunion bekanntlich schon beim Flug des 3-Mann-Raumschiffs „Woschod 1" erstmalig mit Erfolg in das Testprogramm einbezogen. Schließlich sollen die „Gemini"-Unternehmungen ganz allgemein der Einsatzschulung von Astronauten dienen.

Das „Gemini"-Raumfluggerät besteht aus drei Hauptteilen. Es beginnt mit einem ringförmigen Anpassungsteil (Adapter), der die Verbindung zur letzten Antriebsstufe herstellt. In diesem Adapterring befinden sich verschiedene Anlagen und Geräte (Brennstoffzellen für Stromversorgung, Teile der Klimaanlage). Außerdem sind hier Druckgasbehälter und Druckgastriebwerke untergebracht, mit deren Hilfe sich beschränkte Bahnmanöver (Rendezvous) ausführen lassen und die auch der Fluglageregelung während des Bahnflugs sowie zur Vorbereitung des Bremsmanövers dienen. In einem weiteren daran anschließenden Adapterring sind die vier Bremstriebwerke untergebracht. Auf diesen beiden Adapterteilen sitzt dann die eigentliche Raumkapsel. Sie ist im Einsatz hermetisch abgeschlossen und besitzt zwei Einstiegluken, in denen sich auch die Sichtfenster für die Astronauten befinden. Ihre Form ist die eines abgestumpften Kegels mit einem kurzen aufgesetzten Zylinderteil (Kegel-Basisdurchmesser 2,23 m, Gesamthöhe 3,79 m). Die Masse

der Raumkapsel beträgt etwa 3000 kg, die Höhe des Gesamtgeräts etwa 6 m.

Als Trägerrakete dient die aus der militärischen Interkontinental-Rakete „Titan" hervorgegangene „Titan II". Diese ist eine zweistufige Flüssigkeitsrakete mit einer Länge (ohne „Gemini"-Teil) von rund 28 m und einem Durchmesser von etwa 3 m. Ihre Startmasse beträgt 136 000 kg, und ihr Startschub beläuft sich auf 195 000 kp.

Das erste bemannte „Gemini"-Unternehmen (23. März 1965, Grissom und Young) diente vor allem der Systemerprobung und war daher auch nur auf drei Erdumläufe mit einer Flugdauer von knapp fünf Stunden begrenzt. Interessant war an diesem Unternehmen, daß zum ersten Mal eine Funkverbindung zwischen Bodenstation und Raumkabine über einen Nachrichtensatelliten („Syncom") hergestellt wurde. Außerdem führte der Kommandant Grissom verschiedene Bahnänderungsmanöver aus.

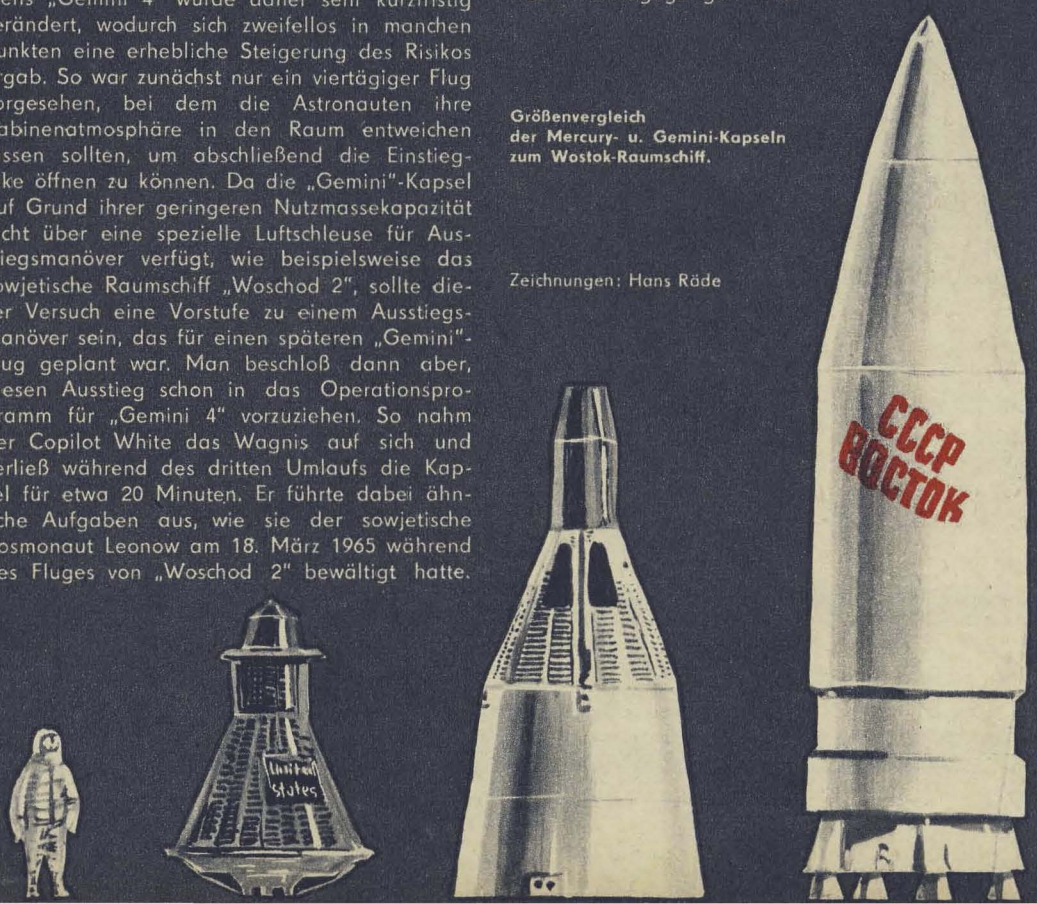
Der nächste Start in dieser Serie erfolgte am 3. Juni 1965 (J. McDivitt, E. White) und stand im Zeichen einer aus Prestigegründen erfolgten Beschleunigung des „Gemini"-Programms. Verständlicherweise sind die USA intensiv darum bemüht, unbedingt einiges an Boden gegen den sowjetischen Vorsprung gutzumachen. Das spezielle Operationsprogramm des Unternehmens „Gemini 4" wurde daher sehr kurzfristig verändert, wodurch sich zweifellos in manchen Punkten eine erhebliche Steigerung des Risikos ergab. So war zunächst nur ein viertägiger Flug vorgesehen, bei dem die Astronauten ihre Kabinenatmosphäre in den Raum entweichen lassen sollten, um abschließend die Einstiegluke öffnen zu können. Da die „Gemini"-Kapsel auf Grund ihrer geringeren Nutzmassekapazität nicht über eine spezielle Luftschleuse für Ausstiegsmanöver verfügt, wie beispielsweise das sowjetische Raumschiff „Woschod 2", sollte dieser Versuch eine Vorstufe zu einem Ausstiegsmanöver sein, das für einen späteren „Gemini"-Flug geplant war. Man beschloß dann aber, diesen Ausstieg schon in das Operationsprogramm für „Gemini 4" vorzuziehen. So nahm der Copilot White das Wagnis auf sich und verließ während des dritten Umlaufs die Kapsel für etwa 20 Minuten. Er führte dabei ähnliche Aufgaben aus, wie sie der sowjetische Kosmonaut Leonow am 18. März 1965 während des Fluges von „Woschod 2" bewältigt hatte.

Ein anderer Versuch, der ebenfalls neu und übereilt in das Flugprogramm aufgenommen worden war, gelang dagegen jedoch nicht. Kommandant McDivitt sollte nach der Abtrennung der Raumkapsel von der letzten Trägerstufe versuchen, mit Hilfe des Druckgasantriebssystems bestimmte Flugmanöver auszuführen, um die Kapsel soweit wieder an die letzte Stufe heranzubringen, daß der danach ausgestiegene und mit einem Kabel gesicherte White sie erreichen konnte. White verfügte zu diesem Zweck erstmalig über ein Handgerät mit Druckgasdüse, das ihm eine gewisse selbständige Fortbewegung im Raum ermöglichte. Da sich aber die letzte Stufe bahnmechanisch völlig anders verhielt als angenommen — sie entfernte sich ziemlich schnell von der Raumkabine —, mußte McDivitt den Versuch sehr bald abbrechen. Selbst wenn dieser Versuch geglückt wäre, hätte er aber nur als Rendezvous „zweiter Ordnung" gelten können, da die beiden angenäherten Körper ja nicht durch verschiedene Trägerraketen in ihre Bahn gebracht wurden, wie es bei einem echten Rendezvous gefordert wird.

So zeigte also der Flug von „Gemini 4", der übrigens mit rund 98 Stunden Dauer eine neue Rekordmarke für 2-Mann-Raumschiffe brachte, daß es zu unnötigen Risiken und Komplikationen führt, wenn übereilt und entsprechend schlecht vorbereitet an so kühne Raumflugvorhaben herangegangen wird.

Größenvergleich der Mercury- u. Gemini-Kapseln zum Wostok-Raumschiff.

Zeichnungen: Hans Räde



RASIERKOMFORT VON HEUTE

Die Technik prägt den Lebensstil des modernen Mannes.
Ein Grund, daß der Komet-Rasierkomfort aus der tagtäglichen Körperpflege nicht mehr wegzudenken ist.
Präzise Funktion, solide Eleganz und erstaunliche Leistungsfähigkeit — das sind die Merkmale des Trockenrasierers TR 11. Die Komet-Tiefenrasur dauert nur wenige Minuten. Verstellbare Gleitrollen straffen die Haut vor dem Schnitt und heben die Haarwurzeln an die Hautoberfläche. Schonend schert der Komet TR 11 die Haare über den Haarwurzeln, ohne die Haut zu reizen. Durch einen Einstellknopf paßt man die Rasurschärfe an die Empfindlichkeit der Haut und an die Härte des Bartes an. Der Trockenrasierer TR 11 besitzt einen ausdauernden Allstrommotor. Für acht Pfennige rasieren Sie sich mehr als fünf Jahre lang täglich.

IKA ELECTRICA

PENTINA FM

Wo geblitzt werden soll...

ist die Kleinbild-Spiegelreflexkamera PENTINA FM genau die Richtige. Der Zentralverschluß PRESTOR REFLEX gestattet Elektronenblitzaufnahmen mit kürzesten Belichtungszeiten bis 1/500 s. Ein neues Einstellsystem mit Fresnelfläche zeigt ein sehr helles Sucherbild und bietet zwei Möglichkeiten der Scharfeinstellung. Alle Bedienungselemente sind zweckmäßig angeordnet, und das formschöne Äußere charakterisiert nicht zuletzt die PENTINA FM als moderne Kamera.

Preis: 640,– MDN
Auch auf Teilzahlung

Weitere Merkmale:
36 Aufnahmen 24 x 36 mm,
Festeingebauter Prismensucher,
Belichtungsautomatik,
Schnellaufzug,
Wechselobjektive mit automatischer Springblende,

Meyer Lydith	3,5/30 mm
Jena-T	2,8/50 mm
Jena Cardinar	2,8/85 mm
Meyer Domigor	4/135 mm

VEB PENTACON DRESDEN
Kamera- und Kinowerke

Wo rohe Kräfte sinnlos walten

kann auch der beste Reifen nicht halten.

Ja, in der Tat – durch Gewaltanwendung bei der Reifenmontage wurde und wird noch viel Unheil angerichtet. Gerissene Drahtkerne, gequetschte Schläuche, zerscheuerte Wülste – alle diese Schäden resultieren aus unsachgemäßer und gewaltsamer Montagearbeit.

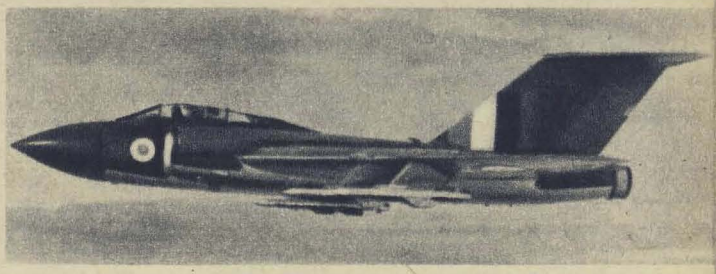
Bei der Montage Wulst und Felgenhorn mit Stearin einreiben. Den Reifen innen mit Talkum pudern. Bei der letzten Phase der Montage den gegenüberliegenden Wulstfuß in das Tiefbett drücken. Stets auf sauberem Untergrund montieren. Die roten Punkte auf der Seitenwand des Reifens müssen am Ventilloch erscheinen. Nicht Brechstange, Vorschlaghammer und rohe Gewalt anwenden.

Beachte den Tip von Reifenpit:

Sicher fahren
Kosten sparen
durch
Reifenpflege

PNEUMANT

VOLKSEIGENE
REIFENWERKE DER DDR

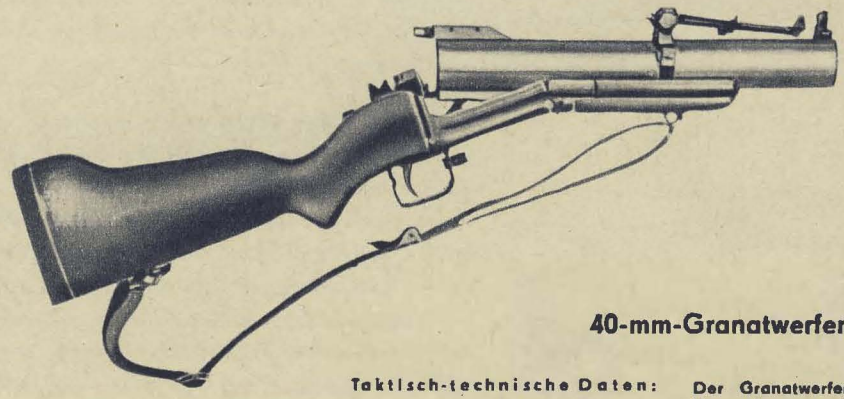


Gloster G. A. 5 „Javelin" (England)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse (max.)	15 900 kg
Länge	17,18 m
Spannweite	15,86 m
Höhe	4,88 m
Höchstgeschwindigkeit	1143 km/h in 3050 m Höhe
Triebwerk	2 Turbinenluftstrahltriebwerke
Bewaffnung	2 Maschinenkanonen 30 mm und 4 Luft-Luft-Raketen oder 2 Luft-Luft-Raketen und 2mal 37 ungelenkte Raketen in Behältern unter den Tragflügeln
Besatzung	2 Mann

Entworfen und gebaut von der britischen Gloster Aircraft Co. Erstes britisches Allwetter-Jagdflugzeug und bisher einziges einsatzreifes britisches Jagdflugzeug mit Deltatragflügeln. Eingesetzt bei den britischen Luftstreitkräften.



40-mm-Granatwerfer M 79 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	2,7 kg (ungeladen)
Masse der Granate	230 g
Kaliber	40 mm
Länge	730 mm
Visierreichweite	75 . . . 375 m
Schußweite	25 . . . 400 m
– günstigste	75 m

Der Granatwerfer M 79 wird als Unterstützungswaffe der amerikanischen Infanteriegruppen eingesetzt. Er ist eine einschüssige, einknickbare Waffe, die von hinten geladen wird. Das Geschoß ist drallstabilisiert. Beim Schießen mit Gefechtsmunition muß ein Sicherheitsradius von 50 m eingehalten werden. (Übungsmunition – 20 m)

Kanonenjagdpanzer „Luchs" (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Masse	23 t
Länge	6350 mm
Breite	3000 mm
Höhe	2000 mm
Bodenfreiheit	930 mm
Steigfähigkeit	ca. 60 %
Kletterfähigkeit	600 mm
Überschreitfähigkeit	1500 mm
Höchstgeschwindigkeit (Straße)	60 km/h
Besatzung	4 Mann

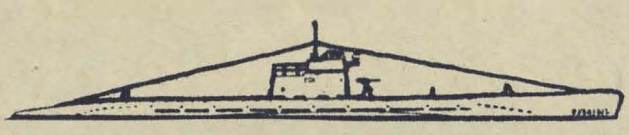
Der Kanonenjagdpanzer „Luchs" soll die Standardbewaffnung der Panzerjägereinheiten der westdeutschen Armee werden. Das Fahrzeug ist mit einer 90-mm-Kanone der Firma Rheinmetall, einem koaxialen MG und einem Fla-MG bestückt. Nebelgeräte und optische Einrichtungen gehören ferner zur Ausrüstung. Mit Schnorchel ist eine Tauchtiefe bis 4 m möglich.

U-Boot „Krakowiak" (VR Polen)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	380 . . . 420 ts
Länge	51 m
Breite	4,9 m
Geschwindigkeit	
– über Wasser	13 sm/h
– unter Wasser	10 sm/h
Bewaffnung	2 Torpedorohre, 1 Geschütz 45 mm
Besatzung	24 Mann

Die U-Boote der Klasse „Krakowiak" sind herkömmliche Unterwasserfahrzeuge, die zumeist für die Ausbildung genutzt werden. Bei verschiedenen Booten ist das Deckgeschütz entfernt worden.



Burma – wenn dieses Land in Südostasien genannt wird, denkt man sofort an Subtropen, Monsun, Regenzeit und Dschungel, an bizarre, gold- und ornamentverzierte Pagoden, an Buddhismus und Mönche. Aus den in der Jugendzeit mit Spannung verschlungenen Reiseberichten eines Marco Polo oder James Cook reproduziert das Gedächtnis noch den unbestimmten Eindruck des Malerischen, Bunten, Exotischen, und über allem liegt eine brütende, schwüle Hitze, die das Leben der Bewohner dieser Breitengrade träge dahinfließen läßt. Und jetzt, da ich am ersten Tag unseres Aufenthaltes wirklich in der Hauptstadt Rangun durch die Straßen fahre, die Basare hindurchschlendere und hier und da einen der nach vorn völlig offenen Läden betrete, bin ich ehrlich überrascht, wie sehr die Wirklichkeit mit den angelesenen Vorstellungen übereinstimmt: es wogt durch die Straßen von buntgekleideten Menschen. Zierlich-grazile Frauen in farbenfrohen Röcken und hauchdünnen Blusen, rote oder weiße Blumen im tiefschwarzen Haar; Männer, die den karierten oder einfarbigen Longyi tragen, dazu ein weißes Sporthemd oder einfach über dem nackten Oberkörper ein Leinenjackett ohne Revers; indische Sikhs, europäisch gekleidet, bärtig und mit Turban; Inderinnen in kostbaren Saris; Chinesen in ihren traditionellen Gewändern. Mönche, in orangefarbige Stoffbahnen gehüllt, die Köpfe kahlgeschoren. Ambulante Händler haben ihre Waren inmitten des Gedränges auf dem Bürgersteig ausgebreitet. Transportable Speiserestaurants offerieren in Mauernischen warme Speisen – und in diesem lauten, bunten Durcheinander keine Hast, sondern gemächliche Geschäftigkeit. Die Käufer hocken sich neben dem Verkäufer mitten im Gewühl nieder, befingern und prüfen lange die Ware, fragen wie beiläufig nach dem Preis und diskutieren endlos darüber. Das alles braucht Zeit, und es scheint, daß die Menschen diese Zeit haben. So war es schon vor -zig Jahren; nichts hat sich geändert. Oder? Unser Begleiter in der Uniform eines burmesischen Fallschirmjägers, Captain Moe Hein, lächelt nur und führt mich zwei, drei Schritte weiter in eines der großen Geschäfte. In diesem Kunsthandwerksalon, vollgestopft mit wunderbaren Holz- und Elfenbeinschnitzereien, gehen mir angesichts dieser Pracht im doppelten Sinne die Augen auf: Hier gibt es Festpreise, hier wird nicht mehr gefeilscht! Seit dem 19. März 1964 ist das so. An diesem Tag fuhren 25 Inspektionsgruppen der Armee in alle 3000 Großgeschäfte und Warenhäuser Ranguns und überprüften, gewissermaßen symbolisch, als personifizierte Staatsmacht, ob das von der Regierung erlassene Gesetz über die Verstaatlichung aller Großhandelsunternehmen, Maklerfirmen und Warenhäuser verwirklicht worden war. Dem Spekulantentum, den Preistreibereien, Warenhortungen und Schwarzmarktschiebereien war damit ein Riegel vorgeschoben. Auch der gesamte Außenhandel, große Teile des Transportwesens und des Binnenhandels, die Banken sowie alle großen Industriebetriebe sind nationalisiert.

Ständiger Ehrenbegleiter der Delegation: Der Stellvertreter des Chefs der Seestreitkräfte, Commander Chit Ko Ko. (Daneben der Autor)

Spaziergang durch Rangun

Straßenszene in Rangun: ... Mönche in orangefarbigen Gewändern und die Köpfe kahlgeschoren ...

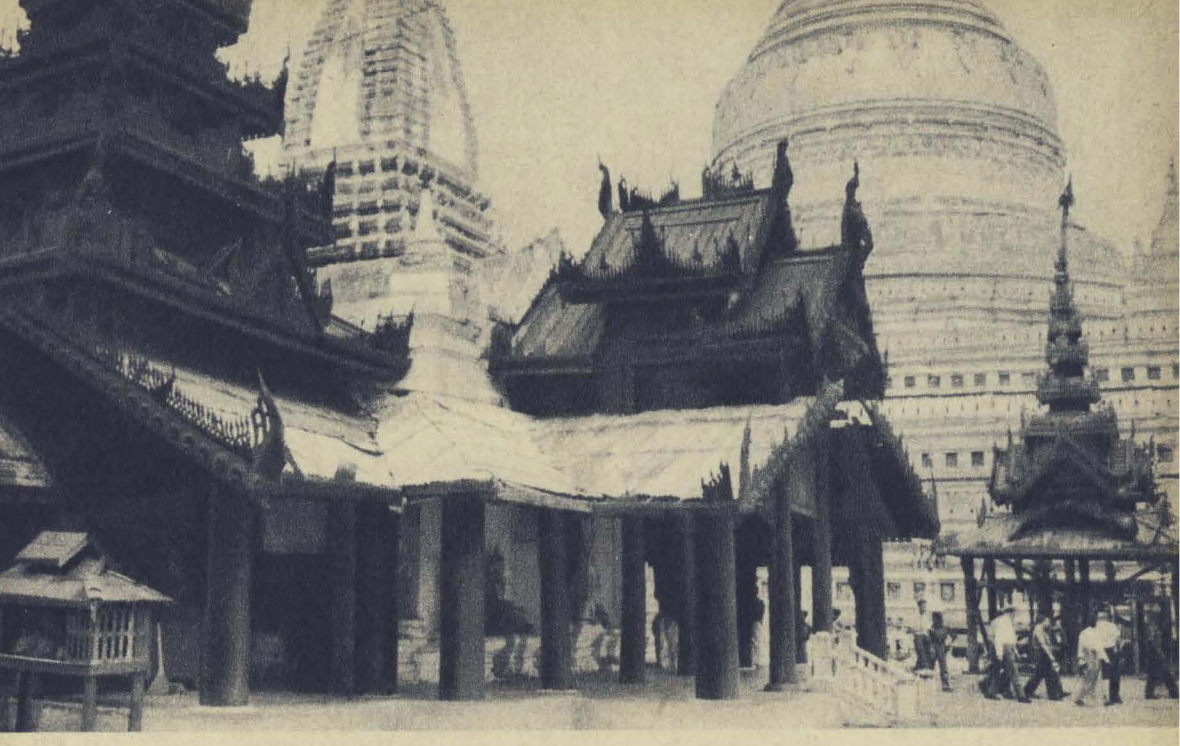
Die Tatmadaw macht alles

Wieso stellte die Armee die Inspektionsgruppen?

Während wir in einem Citroën zum Märtyrer-Mausoleum, zum Denkmal des 1947 ermordeten Führers der burmesischen Befreiungsbewegung, General (Bogyoke) Aung San, fahren, stelle ich Captain Moe Hein diese Frage. „Die Tatmadaw, die burmesische Armee, macht alles", sagt er stolz und fährt fort: „Seit März 1962 hat die Armee in Burma die Macht übernommen. Fast alle höheren Offiziere versehen seitdem noch eine zivile Funktion." Ich erfahre, daß z. B. Brigadier San Yu, der Chef der Landstreitkräfte, gleichzeitig noch Finanzminister ist; Brigadier Thaun Dan als Chef der Luftstreitkräfte fungiert als Minister für Information und Kultur; das Ministerium für Bergbau leitet der Chef der Seestreitkräfte, Admiral Thaung Tin. Dieses Prinzip findet man bis hinunter in die Militärbezirke, wo der Chef des MB auch Vorsitzender des Zivilrates (ähnlich unseren Räten der Bezirke) ist. Und die Bataillonskommandeure sind in ihrem Standort (Kreisebene) verantwortlich für die gesamte politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. In abgewandelter Form trifft man eine solche Doppelung auch bei den Soldaten und Unteroffizieren an, die während ihrer Dienstzeit noch einen Zivilberuf erlernen. An den Offiziersschulen werden allgemeinbildende Fächer in solchem Umfang gelehrt, daß ein Einsatz für zivile Verwaltungsaufgaben möglich ist. „Wenn wir später die Offiziersschule und die Armeeschule für Landwirtschaft besuchen, kannst du dich selbst davon überzeugen", erklärt mein braungesichtiger Führer, und die Augen hinter der Brille blitzen freundlich.

Moe Hein ist wie ich 35 Jahre alt, aber er sieht aus wie 25 und ist auch so drahtig und agil, dabei gleichzeitig entschlossen und selbstbewußt. Später erzählte er mir, daß er eine vollkommene Dschungelausbildung hinter sich hat,

In Burma leben 65 Nationalitäten. Die Militärdelegation aus der DDR unter Leitung von Admiral Verner (Siebenter von rechts) besuchte auch die vor neun Monaten in Sagaing geschaffene „Akademie für die Entwicklung der nationalen Minderheiten", wo 245 Angehörige der Minderheiten aus den Grenzgebieten zu Lehrern ausgebildet werden.



wo man auch lernt, mit einer Mark-Four-Rifle auf 500 Meter ein Bullauge und auf 800 Meter die Scheibe zu treffen. Jetzt sorgt er sich um uns in seiner Eigenschaft als Vertreter der Protokollabteilung des Verteidigungsministeriums. Auch er hat also noch eine zusätzliche Qualifikation erreicht. Ich denke an die Fernstudenten zu Hause und erkundige mich bei ihm, ob das nicht große Belastungen für die Armeeangehörigen mit sich bringt. „Ich werde dir eine Zeitung besorgen, da kannst du darüber nachlesen", vertröstet er mich. Ich will es gleich vorwegnehmen: Am Abend las ich eine Rede Brigadiers Thaun Dan in der „The Working People's Daily" vom 29. März 1965 anläßlich des „Tages der bewaffneten Streitkräfte". Unter der Überschrift „Die Tatmadaw muß auch weiterhin viele Bürden auf sich nehmen" hieß es: „Die Tatmadaw, die aus werktätigen Menschen besteht, muß neben der Erfüllung ihrer normalen Pflicht als Hüterin des Friedens und der Sicherheit des Landes die zusätzlichen Aufgaben der Unterstützung und Führung des Aufbaus der Nation übernehmen, die normalerweise Aufgaben des werktätigen Volkes sein sollten. Das geschieht deshalb, weil die Arbeiter und Bauern, die die breite Grundlage für die Macht der Revolution darstellen, ihre eigenen Arbeiterräte und Organisationen noch nicht überall gebildet haben. Somit, Kameraden, beugt ihr euch unter vielen Bürden. In Wirklichkeit seid ihr überbelastet. Aber ihr müßt dies auf euch nehmen zum Wohle des werktätigen Volkes, ohne eurer revolutionären Begeisterung zu erlauben, schwächer zu werden."

Aung San wies den Weg

Inzwischen haben wir unser Fahrtziel erreicht: ein nach allen Seiten hin offener, überdachter großer Raum, mit einem schlichten Schrein in der Mitte. Schweigend treten wir heran, legen den Kranz nieder und ehren mit militärischem Gruß den Nationalhelden unseres Gastgebervolkes. Am 13. Februar dieses Jahres wäre er 50 Jahre alt geworden. Viele der Maßnahmen, die heute in Burma verwirklicht werden, hat er schon sehr früh gedanklich konzipiert. Durch seinen frühen Tod konnte er seine Vorstellungen nicht im Detail entwickeln. Das blieb jenen patriotischen Kräften unter der Führung General Ne Wins, einem der engsten Freunde und Kampfgefährten, vorbehalten.

Wir fahren wieder durch die City, kreuzen den Maha-Bandoola-Platz mit der Unabhängigkeitssäule, passieren das Stadthaus mit den zwei mächtigen Löwen aus Stein. Rangun ist politisches und wirtschaftliches Zentrum des Landes. Allenthalben sieht man Gebäude, die im Stil den jahrzehntelangen Einfluß ausländischer Herren und Magnaten in diesem Land demonstrieren. Hier herrscht Linksverkehr. Vor uns fahren Militärpolizisten auf Krädern, und auch an jeder Ecke steht unseretwegen einer, der die Delegationswagen schnell durch das Gewühl der Fahrradtaxen, Kutschen, Handkarren und Autos schleust. Wir wissen, daß alle burmesischen Zeitungen in großer Aufmachung über das Eintreffen der Militärdelegation aus der Deutschen Demokratischen Republik berichtet haben und täglich weiter berichten, und wir sehen, daß viele Menschen

uns zuwinken. Wir winken zurück. Sicher sind ihnen diese Offiziere in den nie geschauten Uniformen genauso fremdartig-interessant wie sie uns.

Soldaten ins Neuland

Ob Burma erfolgreich einen sozialistischen Weg beschreitet, entscheidet sich wesentlich in der Landwirtschaft. Hier erarbeiten sechzig Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung zwei Drittel (etwa 5 Mrd. Kyat*) des Nationaleinkommens. Die neue Agrarreform geht von drei Grundprinzipien aus: der Boden denen, die ihn bearbeiten; Mechanisierung; breite Entwicklung des Genossenschaftswesens. Heute dürfen keine Bauern mehr wegen Schulden vom Boden vertrieben werden, und allein der Staat ist berechtigt, Boden zu verpachten, dabei werden die landlosen und armen Bauern bevorzugt. Was aber die Genossenschaftsbewegung und die Mechanisierung anbetrifft, so braucht man zu ihrer Durchsetzung fachlich und politisch geschulte Kader. Wer sorgt sich darum? Natürlich die Tatmadaw! Hierher in die Armeeschule für Landwirtschaft, einem Objekt von 1500 Morgen vor den Toren Ranguns, kommen zweimal im Jahr je 120 Soldaten aus allen Teilen Burmas und der burmesischen Armee. Von 13 Offizieren und 118 anderen Ausbildern werden sie 16 Wochen lang in Viehzucht und Maschinentechnik unterwiesen. Außerdem laufen hier Sonderkurse für andere Teilnehmer. Burma hat in der SU und in der ČSSR 3000 Traktoren gekauft und bisher an die 40 Maschinen-und-Traktoren-Stationen eingerichtet. Das ist nicht viel, wenn man weiß, daß für die Mechanisierung von 20 Millionen Acres** Land zunächst mal 20 000 Traktoren nötig sind. Aber es ist ein Anfang. Und die Soldaten sind mit Feuereifer dabei, die Technik zu meistern,

* 100 Kyat = 21 Dollar = 88 MDN
** 1 acre = 40,47 a

Eine Tänzerin und Sängerin im Gewand der früheren burmesischen Königinnen. Sie bot uns die uralten Lieder und Tänze dar, die seit Jahrhunderten nur durch die direkte Weitergabe vom Lehrer zum Schüler am Leben blieben.

denn nach ihrer Entlassung gehen sie in die Genossenschaftsdörfer, die mit Hilfe des Staates auf dem Neuland für bisher landlose Bauern geschaffen wurden. Sie sollen mithelfen, neue Formen und Methoden der Arbeitsorganisation im Dorf einzuführen, damit die Bauern auch der umliegenden Dörfer die Vorzüge der kollektiven Wirtschaftsweise erkennen.

Während der Schulleiter uns diese Erläuterungen gibt, denke ich an zwei Meldungen, die mir in der gestrigen Ausgabe der „The Working People's Daily" (10. Juni) aufgefallen waren: Überfall bewaffneter Banditen auf eine

Mögen ihre Waffen noch nicht die modernsten sein, die Begeisterung der Soldaten, die Heimat und die Errungenschaften zu schützen, hat Weltniveau.

staatliche Dorfdarlehenskasse im Verwaltungsbezirk Aunglan; die Banditen töteten eine Person und raubten 50 000 Kyat. – Der Vorsitzende der landwirtschaftlichen Genossenschaft in Phayachaung, U Nyun Sein (51), wurde von drei Banditen überfallen und ermordet. – Noch gibt es in den gebirgigen Grenzgebieten subversive Elemente. Sie werden angestiftet von den Feudalherren, die um ihre Privilegien bangen. Unwillkürlich wird man an „Neuland unterm Pflug" erinnert. Jeder Schritt zu sozialistischen Produktionsverhältnissen ist diesen Kräften ein Dorn im Auge. Die Soldaten, die hier auf dieser Hmawbi-Agricultural-Farm studieren, werden also später drei Aufgaben zugleich tun: als Bauern arbeiten, als Soldaten ihre Dörfer schützen und als Propagandisten des politischen Programms des Revolutionären Rates wirken.

Physisch gestählt und diszipliniert

Wir steigen wieder in die Wagen. Fünf Minuten Fahrt, und wir erreichen die angekündigte Offiziersschule. Hier bekomme ich zum ersten Mal einen Begriff von der Disziplin und Ordnung, die für die burmesischen Soldaten kennzeichnend sind. Die Wache unter Gewehr tritt heraus. Der Wachhabende gibt auf burmesisch ein Kommando, die Soldaten wiederholen das Kommando im Chor und befolgen es exakt. Für unsere mitteleuropäischen Ohren klingen die Kehllaute rauh und fremdartig. Überall in den Objekten, wo wir den Soldaten bei der Ausbildung zusahen, ob bei der Grund- oder Pionierausbildung, beim Schießtraining oder beim Judo, immer wurden die Vorgesetztenkommandos lautstark wiederholt, und ich stellte mir jedesmal vor, wie wohl den britischen Kolonialsoldaten zumute gewesen sein muß, wenn plötzlich aus dem Dschungel eine Einheit der Nationalen Armee mit diesem Kampfgeschrei hervorbrach und die Soldaten sich auf die verhaßten Okkupanten stürzten.

Die Unterkünfte der Offiziersschüler sind peinlich sauber. Das ist nicht „gemacht"; wer selbst Soldat ist, erkennt das an winzigen, aber untrüglichen Merkmalen. An den Längswänden der etwa fünfzig Meter langen Baracken stehen die Bettenreihen, schnurgerade und mit schneeweißen Laken bedeckt. Vor jedem Bett drei Arten von Fußbekleidung: Turnschuhe, leichte leinene Schnürstiefel und Schaftstiefel aus Leder. Auf jedem Bett liegt ein schwarzer Spanierhut aus Reisstroh, der sicher gegen die Sonnenstrahlen schützt (jetzt ist Regenzeit, da wird er nicht gebraucht).

Hierher an die Offiziersschule kommen Zivilisten, die die Oberschule absolviert haben. Für sie dauert die Ausbildung neun Monate. Sechs Monate sind vorgesehen für sehr sorgfältig ausgewählte Unteroffiziere, die vorher eine Aufnahmeprüfung machen müssen und mindestens zwei Jahre in der Armee gedient haben. Sie gehen als Leutnant Zweiten Grades, also mit der Qualifikation eines Zugführers ab. In den Einheiten setzt man sie aber zunächst nur als Ausbilder ein, und erst nach zwei Jahren Truppendienst wird ihnen die volle politische, militärische und erzieherische Verantwortung als Zugführer übertragen. Haben sie wieder zwei Jahre als verantwortlicher Zugführer gearbeitet, besuchen sie einen viermonatigen Lehrgang, um sich zum Kompaniechef zu qualifizieren.

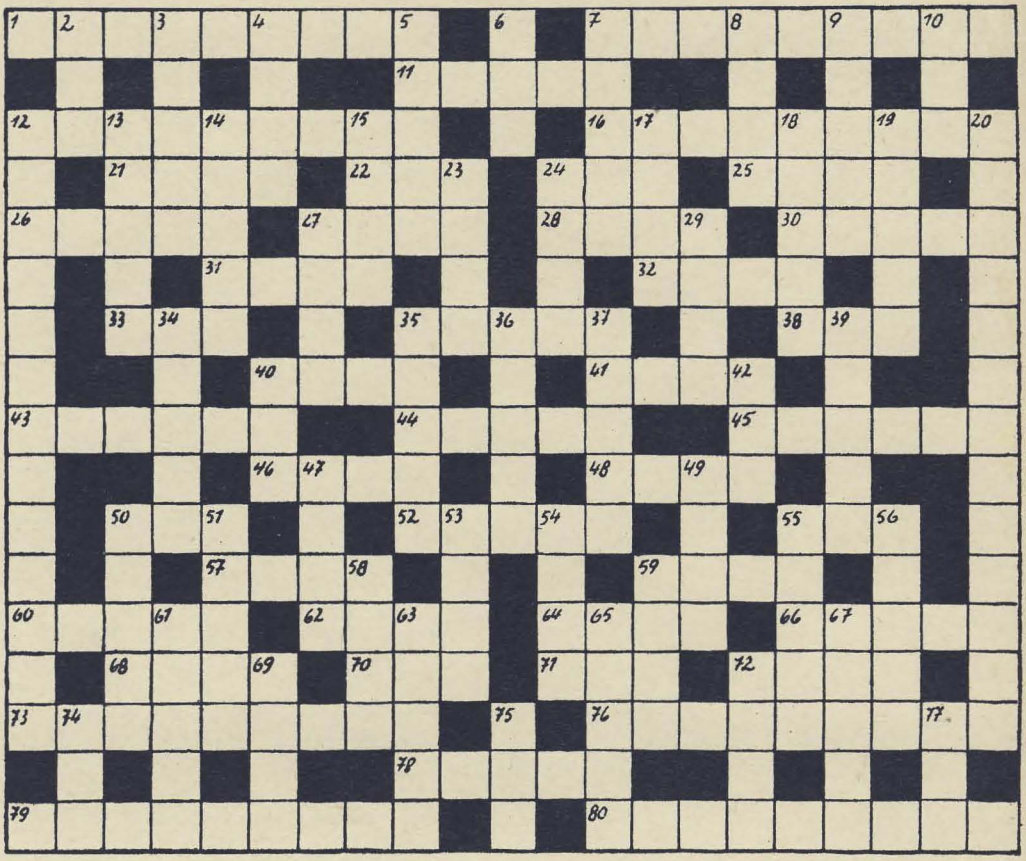
Was ihre Dienstdurchführung hier als Offiziersschüler anbetrifft, so werden ihnen pro Woche 100 Pluspunkte vorgegeben. Der Leiter für Ausbildung inspiziert täglich das militärische Auftreten und die Leistung des Schülers. Bei Mängeln wird jeweils ein Punkt abgezogen. Täglich sind neun Ausbildungsstunden zu je vierzig Minuten: Fünfzig Prozent Taktik, dreißig Prozent Ideologie und Psychologie, zwanzig Prozent Waffenausbildung – insgesamt 1800 Dienststunden in neun Monaten. Alle drei Monate finden Prüfungen statt. Es gibt genügend Freiwillige und die Auswahl ist streng.

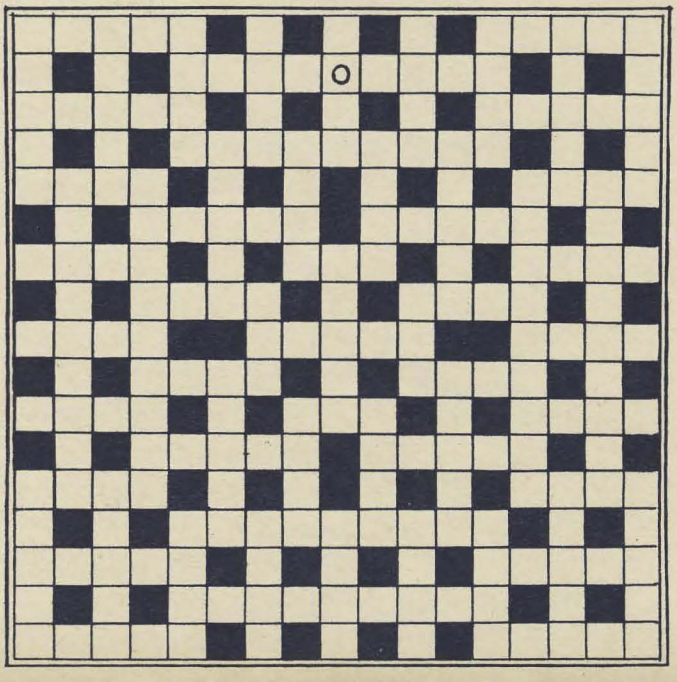
Soldat sein ist kein Zuckerlecken

Ich nutze die Zeit der Mittagspause und erkundige mich nach dem Ausbildungsgang der Soldaten. Man erzählt mir, daß jeder Soldat nach seiner Einstellung zuerst fünf Monate lang in einer Ausbildungseinheit mit den militärischen Grundkenntnissen vertraut gemacht wird. Erst dann kommt er in eine Linieneinheit. Das ist notwendig, da die burmesischen Linieneinheiten ja Kampfeinheiten sind. Nach drei Jahren Truppendienst kann er sich für eine Unteroffiziersschule melden, bzw. er wird dafür vorgeschlagen. Aber er muß sich auf mindestens zehn Jahre verpflichten. Die Unteroffiziersschulen sind einheitlich und bilden Unteroffiziere aller Waffengattungen aus. In den zwei Jahren erlernt er dort gleichzeitig einen Zivilberuf, der vier Qualifikationsstufen oder Grade hat (4–1). Er muß mindestens den zweiten Grad erreicht haben. Danach wird der Soldat dann zum Unteroffizier befördert. Nach insgesamt zehn Dienstjahren kann er ausscheiden und erhält eine Pension (50 Kyat monatlich). Er kann es aber auch in dieser Zeit, nach dem 7. Dienstjahr, zum Feldwebel bringen, wenn er sich auf 15 Jahre verpflichtet und in seinem Beruf den ersten Grad, gewissermaßen die Gesellenprüfung erlangte. Bei Entlassung nach 15 Jahren bekommt er 60 Kyat Pension.

Ich höre mir das an, und mir wird bewußt, welchen schwierigen Bedingungen sich diese jungen Menschen in diesem jungen Staat mit Begeisterung unterziehen, um in historisch kurzer Zeit das unselige Erbe des Kolonialismus zu überwinden.

Es ist klar, daß dies manchen Leuten nicht in den Kram paßt. Aber die burmesische Armee, die aus 100 000 Mann Landstreitkräften und je 6000 Mann Luft- und Seestreitkräften besteht, läßt es nicht zu, daß an diesen Errungenschaften gerüttelt wird.





KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN

Die Begriffe sind so in die Figur einzusetzen, daß ein Kreuzworträtsel entsteht.

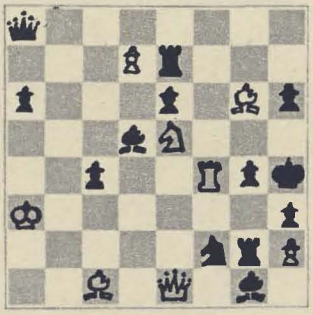
Abebe — Acht — Akku — Alibi — Altai — Andre — Anton — Arndt — Atze — Band — Bek — Berg — Bonn — Dach — Egeln — Erato — Elsa — Ewald — Fuernberg — Hahn — Hauptmann — Inch — Ihrer — Isere — Iwan — Jahr — Kern — Lenau — Maat — Magie — Mull — Nandu —Nagel — Nante — Nekrassow — Nelke — Newa — Nil — Niobe — Notec — Ossa — Oste — Ostrowski — Plan — Reep — Reis — Ring — Ringe — Roem — Roman — Rotte — Runge — Sete — Sud — Sudermann — Tator — Tete — Torf — Tschechow — Tienschui — Turgenjew — Ulema — Unita — Vah — Vene — Wein.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. grönländ. Forscher, studierte Land, Leben und Kultur der Eskimos, 7. zweite Kammer des engl. Parlaments, 11. europ. Gebirge, 12. Volksvertretung, 16. Ansteckung, 21. russ. Mädchenname, 22. Fisch, 24. Scheuersand, 25. Stadt in Niedersachsen, 26. Chef der Grenztruppen, 27. spitzes Werkzeug, 28. Dienstgrad, 30. Bewohner Belgiens, 31. scharfes Betonungszeichen, 32. indones. Insel, 33. Bergrücken bei Braunschweig, 35. Teil des Panzers, 38. französ.: Straße, 40. Nebenfluß des Rheins, 41. Ureinwohner Perus, 43. südbad. Stadt, 44. griech. Insel, 45. Name altpers. Könige, 46. ital. Weinstadt, 48. deutscher Strom, 50. tschech. Reformator, 52. französ. Philosoph (1823—1892), 55. Sinnesorgan, 57. bewegl. Sperrmittel, 59. Titelgestalt einer Tragödie von Shakespeare, 60. europ. Staat in der Landessprache, 62. griech. Göttin, 64. Stadt in Ungarn, 66. Bahnanlage, 68. Hauptstadt des Jemen, 70. Grad im Judo, 71. Fluß in der VR Polen, 72. Papiermaß, 73. ärztl. Eingriff, 76. Hauptstadt der Insel Aland, 78. Haß, Feindschaft, 79. Autor des Romans „Frau Sorge", 80. populärer Jazztrompeter.

Senkrecht: 2. Papagei, 3. lat.: tausend, 4. Unterkruste der Erde, 5. brasil. Hafenstadt, 6. gepanzertes Räderfahrzeug (Abk.), 7. Organ der KP Italiens, 8. Saugwurm, 9. Beherbergungsbetrieb, 10. Weltorganisation, 12. sowj. Europameister im Boxen, 13. Antreteordnung, 14. früherer Name Zagrebs, 15. Verbindungsstelle, 17. Nebenfluß der Donau, 18. alkohol. Milchgetränk, 19. Sultanserlaß, 20. Land im NW Deutschlands, 23. weibl. Gestalt der griech. Sage, 24. chem. Verbindung, 27. Festraum, 29. Flüssigkeitsbehälter, 34. deutscher Spruchdichter (1604—1655), 35. mohammedan. Titel, 36. Fluß zum Kurischen Haff, 37. Metall, 39. Schwungring in Uhren, 40. span. Schriftsteller, 42. Abschiedsgruß, 47. engl. MPi, 49. Berliner Wappentier, 50. Getreideart, 51. mittelital. Stadt, 53. nord. Hirsch, 54. griech. Kriegsgott, 55. Ausschweifung, 56. Stadt an der Elbe, 58. Strand bei Venedig, 59. Strom in Sibirien, 61. gebündeltes Getreide, 63. Kettengesang, 65. griech. Buchstabe, 67. Komponist der Operette „Paganini", 69. Elementarteilchen, 72. Textilgewebe, 74. südfranzös. Stadt, 75. sowj. Jagdflugzeug, 77. engl. Insel.

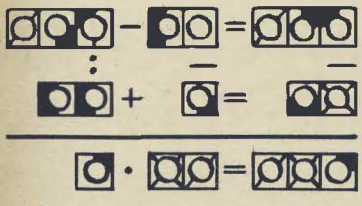
SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen
(F. Novejarque)

RECHNEN UND RATEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Es sind dieser Aufgabe entsprechend die Ziffern zu finden, die — in die Mittelfelder der Karos eingesetzt — die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 8/1965

KREUZGITTER. Waagerecht: Plast (6), Optik (27), Abteilung (1), Rhein (18), Eosin (53), Kollektor (66), Spat (31), Mako (41), Ahorn (52), Lhasa (11), Kris (17), Aga (44), Kast (58), Caen (44), Kama (26), Elch (12), Idaho (48), Rahe (59), Koks (61), Save (63), Vene (25), Tag (29), Newa (62), Niobe (65), Artek (32), Kent (19), Odin (22), Kinematik (7), Hanoi (2), Inber (49), Technikum (13), Ebert (42), Miami (64) — Senkrecht: Paris (29), Arena (30), Tank (3), Stil (15), Mine (14), Furt (33), Oger (36), Tosca (56), Kongo (8), Opale (34), Lena (39), Kola (21), Orava (47), Parallele (57), Taschkent (55), Makarenko (9), Koschewoi (4), Ghana (45), Nis (50), Kos (43), Kroki (41), Alta (20), Tete (60), Gala (37), Kohle (38), Nante (46), Dubno (10), Nurmi (16), Kitt (23), Nock (51), Mond (24), Takt (35), Kimm (5).

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Motor, 4. Press, 8. Kadar, 12. Speer, 15. Alai, 16. Tirol, 17. Rest, 18. Rabat, 19. Robur, 20. Etmal, 21. Amado, 23. Elam, 24. Bebra, 25. Liebig, 26. York, 29. Ren, 30. Nil, 32. Lese, 34. Ampere, 37. Angora, 40. Atom, 42. Elend, 44. Krise, 46. Nana, 49. Semmel, 51. Inarl, 52. Kepler, 54. Wels, 55. Maar, 56. Orava, 57. Elite, 58. Otto, 59. Team, 61. Remise, 64. Nauru, 66. Salami, 69. Tamp, 72. Salto, 74. Salat, 76. Yser, 77. Oberek, 80. Narino, 81. Flak, 83. Ara, 85. Eid, 87. Norm, 90. Cannes, 93. Owens, 94. Sekt, 96. Kohle, 97. Modul, 98. Zetan, 99. Rotor, 100. Esel, 101. Tenor, 102. Anna, 103. Steyr, 104. Reger, 105. Lehre, 106. Blase.

Senkrecht: 1. Mirny, 2. Tiber, 3. Rate, 4. Parabel, 5. Riom, 6. Stube, 7. Sirene, 8. Körner, 9. Altai, 10. Aral, 11. Reling, 12. Stab, 13. Etage, 14. Rhone, 22. Milan, 27. Oste, 28. Kamm, 29. Renn, 31. Laser, 33. Sen, 35. Pele, 36. Reis, 38. NEP, 39. Aue, 40. Asbest, 41. Omnium, 43. Dattel, 44. Kimono, 45. Ikarus, 47. Ananas, 48. Agadir, 50. Ewer, 53. Roma, 58. Osaka, 59. Tula, 60. Astl, 62. Ehe, 63. Ise, 65. Rand, 67. Lyon, 68. Meer, 70. Aul, 71. Pokal, 73. Trawler, 75. Ardenne, 78. Römer, 79. Benzol, 81. Fokus, 82. Achse, 84. Route, 86. Isere, 88. Ostia, 89. Marne, 91. Neer, 92. Sole, 94. Saar, 95. Trab.

RATEN UND RECHNEN

152	—	107	=	45
:		—		+
6	×	9	=	72
19	+	98	=	117

SCHACH. Juchli. Nach dem Rückkehrmotiv 1. Th8! S:e5 2. Th4! ist für Schwarz eine tödliche Zugzwangsituation entstanden. Er kann zwar noch eine weiße Figur verspeisen, wird aber mit 3. Se6 bzw. 3. Se4 mattgesetzt.

Vorsicht

Illustrationen: Horst Bartsch

Während einer Grippe-Epidemie in Paris warnte in einer Kaserne ein Anschlag wie folgt: „Soldaten! Vermeidet alle Küsse, die nicht unbedingt notwendig sind!" Tags darauf konnte man den Zusatz lesen: „Wer kann das schon vorher beurteilen?"

Als der Major Olaf Halbirg von einer Urlaubsreise in seine Kopenhagener Wohnung zurückkehrte, fand er sie nahezu ausgeräumt vor. Sinnigerweise hatten die Diebe die Regimentsfahne, die bisher als Tischflagge auf dem Radio gestanden hatte, auf halbmast gesetzt.

Der Regimentskommandeur las den Befehl durch, den der Adjutant verbrochen hatte. Mißbilligend schüttelte er seinen Kopf und klemmte sein Monokel fester. „Also mein Lieber, der Text ist alles andere als klar. Ein Befehl muß so abgefaßt sein, daß ihn der letzte Trottel versteht!" Mit steinernem Gesicht fragte darauf der Adjutant: „Darf ich um Aufklärung bitten, Herr Oberst, welche Stellen Ihnen nicht verständlich sind?"

Schild in einer Garage einer Mailänder Pioniereinheit: „Wenn du hier unbedingt rauchen willst, dann tue es! Du wirst diesen Raum dann durch ein großes, sich plötzlich öffnendes Loch in der Decke verlassen können!"

„Wie oft sind Sie schon gesprungen, White?" fragte der Kommandeur den jungen Soldaten.
„Einmal, Colonel!"
„Wieso? In Ihrer Akte sind einundzwanzig Absprünge eingetragen?!"
„Das trifft nur teilweise zu, Colonel. Selbst gesprungen bin ich nur einmal, die anderen Male hat man mich hinausgeworfen."

Im D-Zug stehen zwei englische Offiziere. Der eine ist vom Heer, der andere von der Marine.
„Auf welchem Schiff stehen Sie?" beginnt das Gespräch.
„Verzeihung, Herr Major, wir bei der Marine liegen."
„Ach so. Also: Auf welchem Schiff liegen Sie?"
„Bis jetzt lag ich auf der ‚Queen Mary', doch ab mor-

Queen Elizabeth

gen komme ich auf die ‚Queen Elizabeth' zu liegen." „Donnerwetter, da kann man wirklich gratulieren!"

●

Manche Offiziere überraschen ihre Soldaten mit den ungewöhnlichsten Fragen. So wurde ein Soldat, der auf Posten stand, vom kontrollierenden Offizier gefragt: „Was würden Sie jetzt tun, wenn ganz plötzlich ein Kriegsschiff auf Sie zukäme?"
„Dann würde ich auf allerschnellstem Wege die Revierstube aufsuchen und mich dort auf meinen Geisteszustand untersuchen lassen!"

●

Beim Morgenappell in einer Kaserne in Yorkshire (England) verkündete der Hauptfeldwebel: „Der Gemeinderat unserer Stadt macht darauf aufmerksam, daß die Aufnahmefähigkeit des städtischen Wöchnerinnenheimes für das nächste Jahr begrenzt ist. Darauf ist unbedingt Rücksicht zu nehmen!"

●

Ein Regiment der alten österreichischen Armee erhielt eines Tage neue „Oberhäupter": einen Oberst und einen Oberstleutnant. Es dauerte gar nicht lange, da hatten die beiden ihre Spitznamen weg: Äneas und Andreas. Der Oberst und der Oberstleutnant wunderten sich sehr, andererseits fühlten sie sich ob dieser kriegerischen Namen sehr geschmeichelt, war doch Äneas ein trojanischer Held und Andreas ein sehr streitbarer Heiliger. Um endlich Klarheit zu erhalten, „kauften" sie sich an einem Kasinoabend einen Leutnant, setzten ihn zwischen sich und tranken ihm abwechselnd zu. Es dauerte nicht lange, da war der Leutnant in dem Zustand, da man zu sehen glaubt, daß sich die Telegrafenstangen vor einem verbeugen. Das war für die beiden Obristen just die Gelegenheit, sich bei dem jungen Offizier nach der Bedeutung ihrer Spitznamen zu erkundigen. „Das ist doch ganz einfach", sagte dieser mit nicht ganz leichter Zunge, „du bist das eene Aas, und du das andre Aas!"

●

Zu handgreiflichen Auseinandersetzungen kam es in einer Kaserne in Lyon. Als Grund gaben die Beteiligten an: „Wir stritten uns darüber, wem der nächste Friedensnobelpreis verliehen werden soll."

●

Leutnant von Itzenplitz tritt vor die Truppe und fragt: „Warum steht die Truppe schief?"
Stimme aus der Truppe: „Weil die Erde rund ist!"
Von Itzenplitz: „Wer hat das gesagt?"
Stimme aus der Truppe: „Kopernikus!"
Von Itzenplitz: „Kopernikus vortreten!"
Stimme aus der Truppe: „Schon tot!"
Von Itzenplitz: „Warum ist mir das nicht gleich gemeldet worden?"

●

Blaugefroren kam Rekrut Rübe in die Kantine und meinte zu einem anderen Soldaten: „Verdammt kalt heute, was?"
Da verzog der andere etwas seine Mundwinkel und brummte: „Du willst wohl einen Längerdienenden aushorchen, wie?"

●

Schild im Frisörsalon der Kaserne in Utrecht: „Unser Chef spricht mit Ihnen über Politik, der Gehilfe unterhält sich bereitwillig über Wetter, Sport und Fischfang, der Lehrling ist Spezialist für alle Fragen, die mit Vorgesetzten zusammenhängen."

ARMEE Rundschau

HEFT 9
SEPTEMBER 1965
PREIS MDN 1,–

3 Zwischen Wecken und Zapfenstreich
4 Postsack
7 Oberst Richter antwortet
9 Ein Solist
13 Startrampe 136 feuerbereit
18 „Gestatten, Otto Normalverbraucher!"
22 DDR – unser Vaterland
24 Militärtechnische Umschau
26 Wenn der Motor klingelt
29 Spatz Schlaukopf
32 Wasserslalom
36 „Spieß" voran!
40 1000-MDN-Preisausschreiben
42 Unternehmen Elster
47 Wasserflut und Liebesglut
50 AR-Cocktail
54 Granatwerfer, die einmalig sind
59 Die aktuelle Umfrage
62 Judo-Schule – Selbstverteidigung (II)
66 Soldaten schreiben für Soldaten
70 Ein Dorf und seine Grenzer
74 Ungarische Hochzeit
78 Das Programm der „Zwillinge"
84 Spazierfahrt durch Rangun
92 Vorsicht!

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7966, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfőző, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 19. Juli 1965

Fotos: Gebauer (28) Titel, Rücktitel, S. 8, 13, 14, 15, 16, 17, 62, 63, 64, 65, 70; Zentralbild (1) S. 20; Wlpcka (2) S. 22, 23; Archiv (6) S. 24, 25, 37, 82, 83; „Bulgarski Woin" (4) S. 32, 33, 34, 35; Barkowsky (5) S. 40, 41; Balinski (6) S. 47, 48, 49; Progress (1) S. 50; Klar (1) S. 52; Zentrales Haus der DSF (1) S. 53; Morosow (6) S. 54, 55, 56, 57, 58; Kobylinski-(1) S. 61; Liebe (1) S. 69; Zappe (1) S. 71; Bötkös (7) S. 74, 75, 76, 77; Kurzbach (1) S. 83; Privat (8) S. 84, 85, 86, 87, 89.

TITELBILD: Vorbereitung von Panzerabwehrlenkraketen zum Schießen.

Es ist, wie uns die sympathische ungarische Schauspielerin versichert, wirklich nur ein lustiger Zufall, daß ihr Geburtsort – eine Kleinstadt unweit Budapests – PAPA heißt! Und PAP ist weder Evas Künstlername, noch ist sie schon so berühmt, daß ihre Heimatstadt nach ihr benannt wurde. – Und wie sie zum Film gekommen sei?! – „Ich hatte ganz einfach Lust dazu und bewarb mich, nachdem ich das Gymnasium absolviert hatte, um einen Studienplatz auf der Theater- und Filmhochschule in Budapest."

Mit anderen Worten also, meint Eva Pap, gäbe es wirklich nichts Besonderes von ihr zu berichten. Aber ganz nebenbei erfahren wir dann doch, daß sie als Schülerin den ersten und zweiten Bezirkssieg im Geräteturnen errang und ihr 1962 als Mitglied des Nationaltheaters Budapest der in Ungarn nur selten vergebene Preis für

STAR-Palette

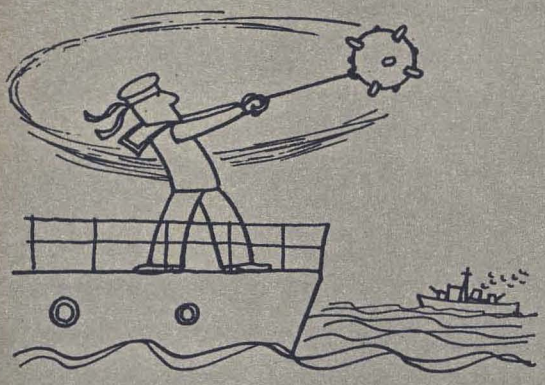
die beste weibliche Darstellung des Jahres verliehen wurde!

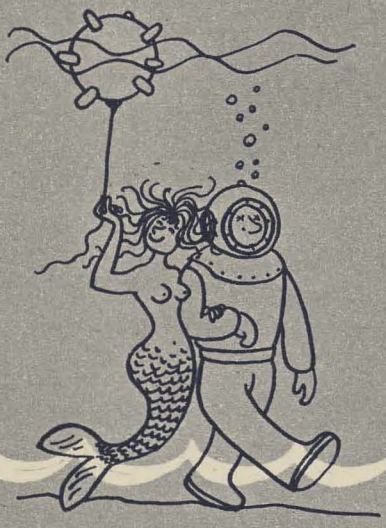
Der während der Berliner Sommerfilmtage gezeigte ungarische Streifen „Majestät auf Abwegen", in dem uns Eva Pap als geraubte „Dorfschöne" begegnet, ist bereits ihr fünfter Film.

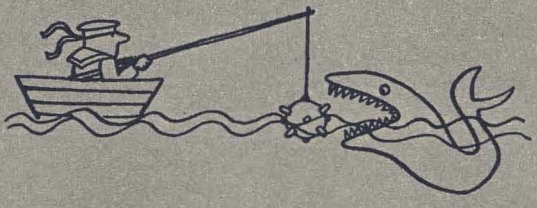
Während ihrer Ausbildung schwankte Eva noch zwischen Schauspiel und Gesang und entschied sich anfangs für die Operette. Nach Beendigung ihres Studiums trat sie zwei Jahre lang in musikalischen Lustspielen des Stadttheaters Szeged auf und spielte später in Budapest monatelang mit großem Erfolg die Stasi in Emmerich Kálmáns „Csárdásfürstin". Dann wechselte EvaPap zum Schauspielfach über, wurde für den Film entdeckt und wünscht sich sehr, bald einmal die komödiantisch so reizvolle Eliza in Shaws „Pygmalion" spielen zu dürfen und – nachdem sie kürzlich in Budapest Bekanntschaft mit dem Berliner Ensemble machte – die Polly in der „Dreigroschenoper"!

Eva liebt Wasser und Bücher, deshalb verbringt sie ihre Freizeit gern lesend am Plattensee. Ihr Lieblingsschriftsteller Stefan Zweig wird nicht vergessen. Auf ihrer ersten DDR-Tournee brennt sie darauf, die Ostsee kennenzulernen!

Helga Heine







Minenspiele

auf hoher See ausgedacht von Paul Klimpke

„Hallo! Sie haben etwas verloren"

Index 31 036